

3. Begegnungen mit der ›osteuropäischen Prostituierten‹

Die Kurfürstenstraße als Prisma der Aushandlungen urbaner Zugehörigkeiten

»How do you recognise a stranger? To ask such a question, is to challenge the assumption that the stranger is the one we simply fail to recognize, that the stranger is simply *any-body* whom we do not know. It is to suggest that the stranger is *some-body* whom we have *already recognised* in the very moment in which they are ›seen‹ or ›faced‹ as a stranger.«

(Ahmed 2000: 21, Hervorh. i.O.)

»Arbeitest du hier?« – Diese Frage begegnete mir oft während meiner Aufenthalte in der Kurfürstenstraße, einer Seitenstraße der Potsdamer Straße, die eine zentrale Verkehrsverbindung vom Zentrum in den Südwesten Berlins bildet. Zwar ging ich als Forscherin dort auch einer Arbeit nach, doch handelte es sich dabei nicht um jene, die mit dieser Frage gemeint war. Auf der Kurfürstenstraße und in den umliegenden Straßen, dem Areal, das in Folge als Kurfürstenkiez¹ bezeichnet wird, befindet sich seit über 130 Jahren ein Straßenstrich, der in den späten 2010er Jahren in Berlin in medialen und politischen Debatten zu einem Sinnbild für die prekäre Lage von Frauen – und insbesondere ›osteuropäischen‹ Migrantinnen – in der Sexarbeit wurde (vgl. Latz 2019, von Dassel 2019).

Die Szenen, die sich dort auf den ersten Blick abspielten, konnten dieses Bild durchaus bestätigen: Die Straße war von mal mehr, mal weniger leicht bekleideten Frauen gesäumt, die vor parkenden Autos auf der Straße standen oder dort stetig auf

1 ›Kiez‹ ist ein in Berlin gebräuchlicher Begriff für ein wenige Straßen und Plätze umfassendes Areal, gewissermaßen eine Untereinheit von (administrativ festgelegten) Ortsteilen, dessen Grenzen primär soziokulturell und über lokale Infrastrukturen definiert werden. Der Begriff ist vergleichbar mit dem des Stadtviertels.

und abgingen. Andere sprachen am Gehweg vorbeilaufende Männer an oder saßen in einem der nahegelegenen Kioske mit ihren männlichen Begleitern. Manchmal gab es Streit und laute Rufe in verschiedenen Sprachen. Vereinzelt ließ sich als Passant*in ein Gespräch zwischen einer der Frauen und einem potenziellen Kunden erhaschen, worin die Erwähnung von »blasen« und »Sex« schließlich deutlich machte, welche Geschäfte hier gemacht wurden. In den Gesprächen, die ich mit einigen Frauen führen konnte, bestätigten sich ihre Prekarisierung, der Mangel an alternativen Einkommensmöglichkeiten und die Gefahren, die mit der Ausübung ihrer Tätigkeit einhergingen (vgl. Probst 2020). Diese Eindrücke decken sich mit den Narrativen über ›osteuropäische Prostituierte‹ (Hill/Bibbert 2019: 84ff), sodass für viele Politiker*innen, Journalist*innen, Aktivist*innen und Beratungsstellen der Sachverhalt eindeutig erschien: Osteuropäische Migrantinnen werden in der Sexarbeit (von Männern) unter widrigen Bedingungen ausgebeutet und in der Kurfürstenstraße sehen wir dafür den Beweis.

Aber wie oder woran erkennt man ›die osteuropäische Prostituierte‹ im Kurfürstenkiez eigentlich? Wie Poleykett (2016) im Zusammenhang mit dem Erkennen von »Prostitution« in Dakar beschreibt, lässt sich dieser Prozess nicht unabhängig von einem Wissen um und Regulationspraktiken von käuflichen sexuellen Handlungen betrachten (ebd.: 483). Dementsprechend lässt sich ›die osteuropäische Prostituierte‹, ähnlich wie Ahmeds (2000) »Fremde*r« (*stranger*), maßgeblich dadurch erkennen, dass bereits Vorstellungen und Bilder darüber existieren, wie sie aussieht und wie sie sich verhält (ebd.: 21f). Begegnungen mit der ›osteuropäischen Prostituierten‹ sind somit keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr Momente, in denen sich Sexarbeitsrealitäten und -diskurse, Raumordnungen und Interpretationen von Körperlichkeiten verdichten und dazu beitragen, dass bestimmte Körper an bestimmten Orten als sexarbeitende ›osteuropäische‹ Körper sichtbar und erkennbar werden. Im Erkennen der ›osteuropäischen Prostituierten‹ materialisieren sich dabei verschiedene Formen sozialer Abgrenzung wie z.B. der Unterscheidung zwischen Anwohner*innen und bestimmten migrantischen ›Anderen‹ anhand von Körperlichkeiten und körperlichen Praktiken (s. Abschnitt 3.1). Dabei ist zu bedenken, dass verkörperlichte Differenzen weder unveränderlich (*stable*) noch festgelegt (*given*) sind (M'charek 2010: 318), sondern immer wieder durch die Begegnung bestimmter Akteur*innen an bestimmten Orten relational (re-)konfiguriert werden (ebd.). Dabei verschwimmen diese Differenzen manchmal, was sich z.B. in den Irritationen ausdrückte, die meine regelmäßige Anwesenheit bei einigen Protagonist*innen des Kiezalltags auslöste, da diese nicht eindeutig zwischen auf dem Straßens-trich tätigen Frauen und anderen Kiezakteur*innen unterscheiden konnten oder wollten. Der Kurfürstenkiez ist dementsprechend ein Raum, in dem ›die osteuropäischen Prostituierte‹ nicht nur erkannt, sondern auch aktiv konstruiert wird.

Dass diese Verschmelzung von Sexarbeitsdebatten und Verhandlungen von Migration aus ›Osteuropa‹ gerade im Kurfürstenkiez deutlich wird, ergibt sich aus der spezifischen Stellung, die der Kiez in der Stadtgeschichte und in den Berliner Sexarbeitslandschaften einnimmt (s. Abschnitt 3.2). So wird Straßensexarbeit in Berlin – im Gegensatz zu den meisten deutschen Städten – nicht durch Sperrbezirksverordnungen reguliert²

2 Berlin und Rostock sind die einzigen deutschen Städte ohne Sperrbezirksverordnung (Howe 2011: 27).

und findet zudem im Kurfürstenkiez in einer zentrale(re)n Lage statt. Es handelt sich beim Straßenstrich im Kurfürstenkiez also nicht um ein räumlich und/oder regulatorisch isoliertes Gebiet, was dazu führt, dass sich dort nicht nur sexarbeitende Frauen und Kunden begegnen. Vielmehr treffen im Kurfürstenkiez verschiedene Akteur*innen aufeinander, etwa in Restaurants, Kiosken, Schulen, Treffpunkten verschiedener religiöser Gemeinden, Parks und weiteren Lokalitäten, in denen sich Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, aus verschiedenen Berufsfeldern und mit diversen soziokulturellen Hintergründen begegnen.

Aufgrund dieser Vielfalt erweist sich der Kurfürstenkiez als Raum, in dem verkörperlichte Dimensionen urbaner Raumordnungen und Zugehörigkeiten besonders spannungsgeladen verhandelt werden (vgl. Hubbard 2012, Hubbard et al. 2008, Löw/Ruhne 2011). Dabei kumulieren verschiedene Prozesse, die das Geschehen im Kiez und die Debatten darum nicht bloß zu einer weiteren Iteration jahrzehntelanger Debatten um Sexarbeit in der urbanen Öffentlichkeit machen (vgl. Hubbard 2019), sondern auch zu einem Raum, in dem sich Verhandlungen urbaner Zugehörigkeiten entlang von Sexualität, Armut und europäischen Ost-West-Dichotomien manifestieren. Denn im komplexen Verhältnis von Sexualität, Sexarbeit und Berlin als liberaler Stadt ist nicht nur zu berücksichtigen, wo Sexarbeit im öffentlichen Raum sichtbar wird, sondern auch *wer* dabei gesehen werden kann (s. Abschnitt 3.3). Während sich die Berliner Sexarbeitslandschaft inzwischen hauptsächlich in privaten und/oder digitalen Räumen entfaltet, wird der Straßenstrich v.a. von denjenigen genutzt, für die andere Formen der Sexarbeit aufgrund von Prekarisierung und mangelnden Ressourcen nicht zugänglich sind. Der Straßenstrich im Kurfürstenkiez macht dementsprechend nicht nur Sexarbeit, sondern auch Armut sichtbar.

Dies erzeugte wiederum Spannungen im Kontext lokaler Gentrifizierungsprozesse seit den 1990er Jahren, die zu einer Verschärfung von Zugehörigkeitsfragen, Machtverhältnissen und Ressourcenkonflikten im Kiez beitrugen (s. Abschnitt 3.4). So spiegelt das aktuelle Erkennen spezifisch ›osteuropäischer Prostituiertes‹ und der mit ihnen assoziierten Begleiterscheinungen wie Gefahr, Gewalt und Verschmutzung auch Effekte urbaner Neoliberalisierungsprozesse wider (vgl. Künkel 2020b). Dabei werden ethnisiert-rassifizierte und vergeschlechtlicht-sexualisierte Stereotype zur Charakterisierung ›osteuropäischer Prostituiertes‹ als sowohl Gefahr für die öffentliche Ordnung als auch als hilflose Opfer aktiviert (s. Abschnitt 3.5). Damit wird ihre materielle wie diskursive Ausgrenzung aus dem öffentlichen Raum legitimiert und Zugehörigkeiten und Wertvorstellungen von Berlin als neoliberaler (west-)›europäischer‹ Metropole (re-)produziert, weswegen sich das Erkennen ›osteuropäischer Prostituiertes‹ zugleich als zentraler Moment der Etablierung und Aufrechterhaltung hegemonialer Raumordnungen und urbaner Zugehörigkeiten erweist.

3.1 »Bist du ordentlich?« – Sexarbeitende Körper als Gefahr für urbane Raumordnungen

Im Gegensatz zu manchen skandalisierenden Berichten, die vom ausgeprägten Sex-tourismus im Kurfürstenkiez erzählten (vgl. Latz 2019, von Dassel 2019), konnte ich im

Rahmen meiner Beobachtungen von 2017 bis 2018 kaum florierende Geschäfte auf dem Straßenstrich beobachten. Für viele Frauen vergingen die Stunden auf dem Strich mit vergeblichen Kontaktversuchen zu vorbeilaufenden Männern – »Hast du Lust?«, »Alles gut?«, monotonem Auf-und-ab-Laufen an der Straße, Gesprächen mit Kolleginnen und männlichen Begleitern in verschiedenen Sprachen und so mancher Pause in den Kiosken in der und um die Kurfürstenstraße. Dabei fiel mir schon bald nach Aufnahme der Feldforschung auf, dass es in dem Kiez und in den Kiosken damals kaum öffentlich zugängliche Toiletten gab. Nach einigen Stunden Beobachtung konnte ich das Aufsuchen einer Toilette nicht mehr vermeiden, und vielmehr noch stellte sich die Frage nach der Verfügbarkeit von Toiletten für die Frauen, die täglich viele Stunden auf der Straße verbrachten. Es gab zwar gerade in der die Kurfürstenstraße kreuzenden Potsdamer Straße mehrere Restaurants, Kneipen und Bars, in denen sich ein Toilettengang erledigen ließe, aber diese wurden von den Frauen kaum aufgesucht. Deswegen wandte ich mich an Noemi, eine der Frauen aus Ungarn, mit der ich früh in Kontakt gekommen war, mit der Bitte um Hinweise in der Toilettenfrage. Sie erklärte mir, dass es in einem Imbissladen im Hinterraum eine Toilette gab, die sie und ihre Kolleginnen nutzten – ich solle es dort versuchen.

Aufgrund eigener Dringlichkeit ging ich sofort in den Laden und fragte, ob ich die Toilette benutzen dürfe. Der Mann hinter dem Tresen warf mir einen Blick zu und fragte, ob ich denn »ordentlich« sei. Die Frage verwirrte mich und ich fand nicht sofort eine Antwort, also begann der Mann mich von oben bis unten zu beäugen. Viel gab es nicht zu sehen, da es ein kühler Tag und ich in Stiefel, Hose und Mantel eingepackt war. Dieser Anblick reichte ihm allerdings aus, um sein Urteil zu fällen, dass ich »ordentlich« sei, nicht so wie die »anderen« Frauen. Vermutlich zu seiner Sicherheit fragte er aber nach, ob ich hier arbeiten würde. Ich verneinte und erhielt als Reaktion einen Schlüssel zu einer Toilette im Vorderraum, für die »ordentlichen« Leute, während Noemi und anderen sexarbeitenden Frauen vom Straßenstrich nur die Nutzung der Toiletten in einem Hinterraum erlaubt wurde.

Eine bestimmte Erscheinungsform, verbunden mit der Angabe, nicht in der Sexarbeit tätig zu sein, ging für den Ladenmitarbeiter also damit einher, mich als »ordentlich« anzusehen, was mir im wahrsten Sinne des Wortes Türen öffnete, die den auf dem Straßenstrich arbeitenden Frauen verschlossen blieben. Es handelte sich dabei um eine von vielen Begegnungen auf dem Straßenstrich, in der die Ko-Konstitution von Körpern und Räumen, sowie der Zugänge zu diesen (vgl. Low 2016) deutlich wurde. Derartige Einordnungen von Körpern sind für verschiedene Akteur*innen des Kiezes notwendig, gerade weil es sich bei ihm um einen Straßenstrich handelt. Dieser spezifische Raum rahmt und bedingt Einteilungen zwischen sexarbeitenden und nicht-sexarbeitenden Personen und ermöglicht somit Fragen nach Sexarbeitserfahrung. Denn selbst im liberalen Berlin würde die Frage, ob man in der Sexarbeit tätig sei, an vielen Orten in dieser Form nicht gestellt werden. Umgekehrt existieren gerade Straßenstriche deswegen, weil dort bestimmte Körper als sexarbeitend erkannt werden können oder wollen. Denn ohne die sexarbeitenden Frauen wäre die Kurfürstenstraße nur eine von vielen Straßen Berlins. In der gegebenen Konstellation ergab sich jedoch in Begegnungen wie zwischen dem Ladenmitarbeiter und mir zumindest für ihn die Notwendigkeit, mich entlang der Unterscheidung zwischen sexarbeitenden und nicht-sexarbeitenden Frauen einzuordnen.

Maßgeblich für die Irritationen durch und Verhandlungen von Sexarbeit im Kurfürstentkiez war somit v.a. die *Sichtbarkeit* sexarbeitender Körper im öffentlichen urbanen Raum. Bereits darin zeigt sich das ambivalente Verhältnis von urbanen Räumen und sexuellen Praktiken, die hegemonialen (sexual-)moralischen Normen widersprechen (Hubbard 2012: xiif). So ermöglicht die Verdichtung und Gleichzeitigkeit verschiedener Lebensrealitäten im urbanen Raum auf der einen Seite in besonderem Maße das Sichtbar-Werden nicht-normativer sexueller Praktiken und Subjektivitäten sowie ihr anonym(er)es Ausleben. Dabei werden sie aber auf der anderen Seite zum Objekt spannungsgeladener Aushandlungsprozesse und verschiedener Formen von Regulierung, die Sichtbarkeiten wiederum einschränken oder unterbinden können (ebd.). Entsprechend beschäftigten sich auch viele wissenschaftliche Arbeiten zu Sexarbeit im öffentlichen urbanen Raum mit Fragen der (rechtlichen) räumlichen Regulierung von sichtbarer Sexarbeit und damit zusammenhängenden Fragen der Raumordnung (vgl. u.a. Aalbers/Deinema 2012, Chapuis 2016, Hubbard 1997, 1998, Hubbard et al. 2008, Künkel 2011, 2016, Löw/Ruhne 2011, Slater 2010).

Der Straßenstrich im Kurfürstentkiez stellt allerdings in mancherlei Hinsicht eine Ausnahme gegenüber derartigen Analysen dar, da er sich weder in durch räumlich-regulatorische Mittel institutionalisierten Rotlichtvierteln (wie z.B. dem Frankfurter Bahnhofsviertel) befindet noch am Stadtrand, an den die Straßenstriche in vielen deutschen Städten mithilfe von Sperrbezirksverordnungen verdrängt wurden. Stattdessen handelt es sich bei ihm um einen legalen Straßenstrich in für Berliner Verhältnisse relativ zentraler Lage, den nicht nur sexarbeitende cis und trans Frauen, (potenzielle) Kunden und Schaulustige aufsuchen. Genauso treffen dort Menschen aus der Nachbar*innenschaft, Geschäftsleute, Tourist*innen, zugezogene Hipster und alteingesessene Berliner*innen, Sozialarbeiter*innen, Spaziergänger*innen, die ihre Hunde Gassi führen, Handwerker*innen, Kinder jeglichen Alters und Personen, die schlichtweg durch die Kurfürstenstraße von einer Station zur nächsten hasten, aufeinander. Insofern erwies sich der Kurfürstentkiez als Raum, in dem – in Abwesenheit rechtlicher Regulierungen bzw. Verbote von Sexarbeit – den soziokulturellen, verkörperlichten und affektiven Dimensionen der Verhandlung von urbanen Raumordnungen eine besondere Bedeutung zukam.

Vergeschlechtlichte Raumordnungen

Grundlegend fand in der Sexarbeit im Kurfürstentkiez eine enge cisheteronormativ-binäre Verbindung von Sexualität und Geschlecht ihren Ausdruck, da die Vergeschlechtlichung von Körpern mit einer klaren Rollenzuschreibung einherging: Weiblich gelesene Körper galten als (potenzielle) Sexarbeiterinnen, männlich gelesene Körper als (potenzielle) Kunden. Nun begegneten sich im Kiez allerdings nicht nur sexarbeitende Frauen und Kunden, sondern auch viele andere Menschen, die aufgrund ihrer Geschlechtspräsentation in eine der beiden Kategorien gesteckt werden konnten. Bereits in diesen Zuordnungen wurden die Relationalitäten derartigen vergeschlechtlichter Kategorisierungen deutlich, je nachdem, *wer* einen weiblich gelesenen Körper als sexarbeitende Frau einordnete. So hatte z.B. die Frage danach, ob ich »hier arbeite«, unterschiedliche Bedeutungen, je nachdem, wer sie mir stellte: Auf dem Straßenstrich tätige Frauen wollten

so herausfinden, ob ich eine Kollegin war, manche Männer wollten erfahren, ob sie mit mir ins Geschäft kommen konnten und der Ladenmitarbeiter fragte danach, weil er sich aus der Antwort eine Beurteilung meines Charakters erhoffte.

Insofern ergaben sich verschiedene Möglichkeiten vergeschlechtlichter Zuschreibungen und Zugehörigkeiten, denen sich aufgrund der gesellschaftlichen Dominanz cisheteronormativ-binärer Geschlechterkategorien kaum jemand entziehen konnte. Mehr noch fanden vergeschlechtlichte Raumordnungen auch Ausdruck in den Infrastrukturen des Kiezes, da z.B. Anlaufstellen für sexarbeitende, drogengebrauchende und/oder obdachlose Personen entlang von Geschlechterkategorien operierten und z.B. grundsätzlich oder an bestimmten Tagen nur für Frauen zugänglich waren. Der Zugang zu diesen Angeboten hing dabei von einer entsprechenden Verkörperung eines cisheteronormativen Verständnisses von Frau-Sein ab, was wiederum zu Problemen und Ausschlüssen der auf dem Straßenstrich tätigen trans Frauen führte. Denn einige von ihnen konnten oder wollten (insbesondere abseits ihrer Arbeitszeiten) nicht immer ein entsprechendes *Passing*, d.h. eine hegemonialen Vorstellungen entsprechende Verkörperung von Frau-Sein, erfüllen, was dazu führte, dass die trans Frauen im Kiez häufig sowohl wortwörtlich als auch diskursiv ›übersehen‹ wurden. Eine Unterscheidung zwischen cis und trans Frauen manifestierte sich auch in den räumlichen Positionen der Frauen im Kiez, da letztere nur in einem bestimmten Straßenzug und nur im Dunkeln arbeiteten, während cis Frauen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten in mehreren Straßen anzutreffen waren.

Die Verknüpfungen von Geschlecht, Sexualität und Raum drückten sich zudem in den Kleidungspraktiken verschiedener Akteurinnen im Kiez aus. Denn um als Anbieterinnen käuflicher sexueller Handlungen erkennbar zu werden, wählten die auf dem Straßenstrich tätigen Frauen nicht nur bestimmte Positionen im Raum, sondern auch spezifische Kleidungspraktiken. Meistens trugen die Frauen Kleidungsstücke, die Beine und/oder Brüste betonten, je nach Witterungsbedingungen mehr oder weniger nackte Haut zeigten und oft durch grelle Farben Aufmerksamkeit erregten. Damit bedienten sich die Frauen einerseits hegemonialer (west-)›europäischer‹ Ideen darüber, wie Frauenkörper sexualisiert werden bzw. werden können, und prägten andererseits durch ihre Sichtbarkeit auch Vorstellungen davon, wie sexarbeitende Frauen aussehen bzw. aussehen können. Diese Reproduktion von Vorstellungen über das Aussehen sexarbeitender Frauen erzeugte umgekehrt Möglichkeiten der Vermeidung einer derartigen Einteilung durch bestimmte Kleidungspraktiken. So wurde mir noch vor Beginn meiner Forschung von Beratungsstellen für sexarbeitende Frauen geraten, mich möglichst »unauffällig« zu kleiden, um v.a. auch den auf dem Straßenstrich tätigen Frauen zu vermitteln, dass ich dort nicht arbeiten und somit keine Konkurrenz darstellen würde. Wie die Begegnung mit dem Ladenmitarbeiter, aber auch die Frage der Frauen, ob ich auf dem Strich arbeiten würde, zeigten, handelte es sich dabei jedoch um Praktiken, die nicht unbedingt ausreichend waren für einen solchen Ausdruck von Abgrenzung.

Bei einigen Anwohner*innen, so erzählte es mir eine Mitarbeiterin einer Beratungsstelle, sorgten die Kleidungspraktiken der auf dem Straßenstrich arbeitenden Frauen aufgrund ihrer körperlich-sexualisierten Freizügigkeit für Unmut. Doch während leicht bekleidete oder (teilweise) nackte Frauenkörper in hegemonialen ›westlichen‹ Geschlechterordnungen zwar (trotz jeglicher vermeintlicher Liberalisierung) weiterhin einer Mo-

ralisierung und Sexualisierung unterworfen sind, waren die Frauen im Kurfürstenkiez nicht die einzigen in Berlin, die sich leicht bekleidet im öffentlichen Raum bewegten. An anderen Orten sorgte dieser Umstand normalerweise nicht für Konflikte, sondern war generell bzw. im Rahmen bestimmter Veranstaltungen wie z.B. Pride Paraden durchaus Teil der Imagination eines liberalen Berlins. Der Unmut bzw. das Unbehagen über die Präsenz leicht bekleideter Frauenkörper ergab sich im Kurfürstenkiez also auch daraus, dass es sich bei ihnen um sexarbeitende Frauen handelte.

Die ›osteuropäische Prostituierte‹ als Schlüsselfigur der ›Problemzone‹ Straßenstrich

Dass verkörperlichte Ausdrücke von Zugehörigkeiten im Kurfürstenkiez Anlass für Debatten, Konflikte und Unbehagen boten, hängt damit zusammen, dass (insbesondere) öffentliche Sexarbeitsräume aufgrund der Moralisierung und Stigmatisierung von Sexarbeit eine besondere affektive Aufladung erfahren (vgl. Chapuis 2016). Diese können sich, wie z.B. im Fall des Amsterdamer Rotlichtviertels für Tourist*innen, als Wahrnehmung des Raumes bzw. seines Betretens als »spannende« und »aufregende« Erfahrung zeigen (ebd.). Für Anwohner*innen, Passant*innen und nicht zuletzt sexarbeitende Personen selbst können sie jedoch auch zu einer Konstruktion von Sexarbeitsorten als »Angsträume« (Löw/Ruhne 2011: 105ff) führen. Beide Facetten sind dabei Ausdruck und Effekt der Moralisierung und Exotisierung von Sexarbeit als ›verruchter‹ Tätigkeit, von der eine sexuelle Anziehung, aber auch Gefahr ausgeht.

Der Kurfürstenkiez schien zum Zeitpunkt der Forschung und in den Jahrzehnten davor von Politiker*innen und nicht-sexarbeitenden Anwohner*innen v.a. als gefährlicher Ort wahrgenommen zu werden (s. Abschnitt 3.4). Dieser Wahrnehmung konnte ich mich auch nicht entziehen, denn gerade meine ersten Aufenthalte auf dem Straßenstrich waren mit einem gewissen Unbehagen und Sicherheitsbedenken verbunden, obwohl es damals keine konkreten Anlässe wie z.B. gegen mich gerichtete Bedrohungen gegeben hatte. Vielmehr interpretierte ich diese affektiven Erfahrungen als Ausdruck dessen, dass gerade Straßenstriche nicht nur in lokalen, sondern auch überregional ›westeuropäischen‹ bzw. ›westlichen‹ Diskursen als ›Problemzonen‹ begriffen werden, was aufgrund der Stereotypisierung von Sexarbeit »kaum hinterfragt, sondern als mehr oder weniger selbstverständlich gegeben vorausgesetzt [wird]« (Löw/Ruhne 2011: 107). Obwohl es sich beim Kurfürstenkiez durchaus um einen Raum handelte, in dem Gewalthandeln im öffentlichen Raum stattfand, waren Gewaltpotenziale trotz oder gerade wegen der Vielfältigkeiten im Kiez sehr unterschiedlich verteilt. So waren v.a. die sexarbeitenden Frauen von Gewalt durch Kunden, durch Zuhälter, durch Beziehungspartner, durch männliche Begleiter, die sowohl Zuhälter als auch Beziehungspartner waren (vgl. Katona 2017), oder auch durch andere sexarbeitende Frauen betroffen. Für Personen wie mich, die nicht (eng) in diese Netzwerke und Beziehungen eingebunden waren, erwies sich der Kurfürstenkiez auch nicht als gänzlich ungefährlich, unterschied sich dabei z.B. im Hinblick auf sexuelle Belästigung jedoch nicht von diversen anderen Berliner Ortsteilen.

Allerdings beeinflusste die Einordnung des Kiezes als gefährlicher Raum die räumlichen Konstellationen und Relationen verschiedener Akteur*innen untereinander – was wiederum die Sichtbarkeiten der sexarbeitenden Frauen beeinflusste bzw. verstärkte. So

konnte ich beobachten, dass sich zwar viele verschiedene Menschen durch den Kiez bewegten, er aber nur wenige von ihnen zum Verweilen einzuladen schien. Nach ein paar Abenden im Kurfürstenkiez konnte ich das zum Teil nachvollziehen, da ich während meines Verweilens mehrmals von Männern mit der Frage, ob ich hier arbeiten würde, angesprochen worden war. »Kann man ja vermuten, wenn du hier so sitzt«, versuchte sich einer von ihnen zu entschuldigen, nachdem ich seine Frage verneint hatte. Diese Begegnungen zeigten, dass die Existenz des Straßenstrichs zumindest manche Männer dazu veranlasste, sich länger im öffentlichen Raum aufhaltende Frauen als potenziell sexarbeitsend zu kategorisieren, was umgekehrt bedeutete, als Frau durch ein Nicht-Aufhalten einer derartigen Wahrnehmung vorbeugen zu können. Ähnlich verhielt es sich für Männer, die nicht von sexarbeitenden Frauen angesprochen werden wollten, was ebenso umso wahrscheinlicher wurde, je länger sie sich auf der Straße befanden. Es verstärkte sich also die öffentliche Sichtbarkeit derjenigen, die in irgendeiner Art und Weise mit dem Straßensexarbeitsgeschehen assoziiert waren, also die sexarbeitenden Frauen, ihre Begleiter oder ältere Nachbarn, die mit den Frauen bekannt waren, da sich andere aufgrund der Wahrnehmung des Straßenstrichs als gefährlicher Ort aus dem Straßenraum zurückzogen.

Gefährlicher machte dieser Umstand das Verweilen im Kurfürstenkiez abermals v.a. für die sexarbeitenden Frauen, da diese aufgrund ihrer Präsenz zur Projektionsfläche für all das wurden, was für manche Anwohner*innen, Politiker*innen oder Aktivist*innen im Kiez falsch lief, nämlich die (vermeintliche) Verschmutzung des Kiezes, Unordnung, soziale Spannungen und Ähnliches. Wie ich vereinzelt beobachten konnte, veranlasste dies mitunter auch Passant*innen (die möglicherweise auch Anwohner*innen des Kiezes waren), die sexarbeitenden Frauen zu beschimpfen und ihnen gegenüber zumindest verbal gewalttätig zu werden. In diesen Begegnungen wurde zudem die Konstruktion verkörperlichter Differenzen (vgl. M'charek 2010) deutlich. Angesprochen wurden die Frauen nämlich nicht nur als sexarbeitende Personen, sondern auch mit rassistischen Begriffen – womit gleichzeitig festzuhalten ist, dass v.a. diejenigen Frauen von Beschimpfungen betroffen waren, deren Erscheinungsbild rassifizierten Vorstellungen entsprach.

Bei den sexarbeitenden Frauen im Kiez handelte es sich um eine heterogene Gruppe, die verschiedene Erfahrungen mit Rassifizierung und/oder verkörperlichter Ethnisierung machte. Während zwar viele der Frauen aus Bulgarien, Rumänien oder Ungarn kamen, handelte es sich bei ihnen nicht nur um Frauen, die sich als ethnisch bulgarisch, rumänisch oder ungarisch identifizierten. Einige von ihnen waren Mitglieder der türkischsprachigen Minderheit in Bulgarien und/oder Romnja und Sintizze, gehörten also soziokulturellen Gruppen an, deren Zugehörigkeiten zu ›(Ost-)Europa‹ bzw. ihren jeweiligen Herkunftsländern auch von den dortigen Mehrheitsgesellschaften in Frage gestellt werden (vgl. Imre 2005, Picker 2017). Daneben gab es einige weiße, ethnisch deutsche sexarbeitende Frauen, die in breitem Berliner Dialekt über die Verschlechterung der Einkommensmöglichkeiten auf dem Straßenstrich seit der verstärkten Präsenz von ›Osteuropäerinnen‹ schimpften. Auch die ›Nachbar*innenschaft‹ bestand nicht nur aus weißen, ethnisch deutschen Personen, da im Kiez ebenso zahlreiche Migrant*innen und/oder als nicht-weiß rassifizierte Personen lebten.

Dass bestimmte Personen im Kiez als ›osteuropäische Prostituierte‹ problematisiert und kritisiert wurden, ließ sich also nicht darauf zurückführen, dass die entsprechenden Personen ›eindeutig‹ als sexarbeitende Frauen aus ›osteuropäischen‹ Ländern erkennbar waren. Ebenso war in Frage zu stellen, ob diese Personen überhaupt für all das, was im Kiez als Problem oder Gefahr wahrgenommen wurde, verantwortlich gemacht werden konnten. Aus dieser Perspektive wird ersichtlich, dass manche Frauen v.a. deswegen als ›osteuropäisch‹ erkannt werden, weil sie das verkörperlichen, was in den Aushandlungen urbaner Zugehörigkeiten in Berlin mit ›Osteuropa‹ assoziiert wird, nämlich u.a. Armut, Prekarität und ›rückständige‹ Geschlechterrollen (vgl. Ivasiuc 2017) – und damit eine Gefahr für hegemoniale Raumordnungen des (neo-)liberalen Berlins (vgl. Künkel 2020b) darstellen, in dem für Armut und Prekaritäten kein Platz ist bzw. sein soll. So kumulieren in den Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez langfristige Verhandlungen über die Position(en), die Sexarbeit, Armut und innereuropäische Migration in Berlin (nicht) einnehmen können.

3.2 ›Babylon Berlin‹ und ›die Prostituierte‹: Das komplizierte Verhältnis zwischen Sexarbeit und Stadt

Dass der Straßenstrich im Kurfürstenkiez zum Zeitpunkt der Forschung in zentraler Lage mitten im urbanen Leben lag und bis dahin nie durch Sperrbezirksverordnungen verboten worden war, war Effekt einer bis in das späte 19. Jahrhundert zurückreichenden Verflechtung von Straßensexarbeit mit der Geschichte Berlins (Howe 2011: 5ff). In seinen Anfängen war der Kurfürstenkiez ein Ort von vielen, an denen im sich zu einer ›europäischen‹ Metropole entwickelnden Berlin Prostitution³ im öffentlichen Raum stattfand. Die weitreichende Präsenz von Straßenprostitution ließ ›die Prostituierte‹ zu einer zentralen Figur des ›modernen‹ Berlins um die Jahrhundertwende und darüber hinaus werden. Straßenprostitution hatte somit einen wesentlichen Anteil an der Etablierung der Imagination Berlins als sexuell liberaler, aber auch gefährlicher und ›verruchter‹ Stadt. Während diese Imaginationen auch nach der Jahrtausendwende weiterleben, ist die Straßensexarbeit inzwischen weitestgehend aus dem Stadtbild verschwunden. In diesem Abschnitt skizziere ich diesen historischen Prozess, um aufzuzeigen, wie die sozialräumlichen (Re-)Positionierungen des Kurfürstenkieses dazu beitrugen, dass der Straßenstrich die turbulente Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert überdauerte, sich dabei aber von einem umstrittenen Teil moderner europäischer Städte zu einem (vermeintlich) isolierten Problembereich wandelte.

Anfänge: (Straßen-)Prostitution im Berlin auf dem Weg zur Metropole

Die europaweit voranschreitende Industrialisierung und das damit einhergehende Aufkommen des modernen Kapitalismus im späten 19. Jahrhundert führte zu einer rasanten Urbanisierung und der Herausbildung regionaler Metropolen wie Paris oder London

3 Da der Begriff Sexarbeit erst in den 1970ern etabliert wurde, wird für diesen historischen Abriss der Begriff Prostitution genutzt.

(Smith 2013: 5), in denen sich Straßenprostitution als moderne Form der Prostitution im Stadtraum weitläufig verbreitete (ebd.: 6). Auch Berlin wurde mit der zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Preußens für viele zum Anziehungspunkt und erlebte mit der Erhebung zur Reichshauptstadt im Zuge der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 einen rasanten Bevölkerungsanstieg. Um die Jahrhundertwende lebten in Berlin knapp zwei Millionen Einwohner*innen (Prestel 2017: 4), viele davon Arbeitsmigrant*innen aus Schlesien und Pommern (Smith 2013: 4), auf wesentlich kleinerem Gebiet als heute, da die Stadtgrenzen Berlins damals nur geringfügig über den Bereich des heutigen Bezirks Mitte hinausgingen. Das Leben in der Stadt brachte für die vielen neuen Bewohner*innen und besonders für Frauen nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Probleme mit sich. So mangelte es an Arbeitsmöglichkeiten und adäquatem bzw. leistbarem Wohnraum, was insbesondere für Frauen aus der Arbeiter*innenklasse Prostitution zu einer notwendigen Einkommensquelle machte (ebd.: 4ff).

Während die letzte Bordellstraße Berlins, Hinter der Königsmauer, 1871 im Zuge einer Umgestaltung des Alexanderplatzes abgerissen wurde und damit verschwand (Prestel 2017: 77), erlebte Berlin in dieser Zeit dennoch einen deutlichen Anstieg an Prostitution (Smith 2013: 6). Insbesondere Straßenprostitution war damals weit verbreitet (Howe 2011: 6), wobei die Grenzen zwischen der Arbeit auf der Straße und der in Lokalen durchlässiger waren als heute (ebd.). Die weitreichende Präsenz (insbesondere weiblicher) Prostituiertes – oder Frauen, die als solche wahrgenommen wurden – im öffentlichen Raum trug zum Aufbrechen (aber auch zur verstärkten Kontrolle) bisheriger vergeschlechtlichter urbaner Raumordnungen bei, die Frauen v.a. in nicht-öffentlichen Räumen verorteten (Prestel 2017: 75ff, Rowe 2003: 82ff). Im Rahmen dessen begann sich nicht nur der Ruf Berlins als sexuell und moralisch liberale Stadt zu etablieren. Ebenso entwickelte sich ›die Prostituierte‹ zu einer Allegorie für Berlin als »Hure Babylon« (Smith 2013: 3) und für die Schattenseiten der urbanen Moderne (ebd.: 7).

Der Kurfürstenkiez nahm in diesen Entwicklungen in zweierlei Hinsicht *keine* zentrale Position ein: Erstens fand Prostitution an vielen Orten im öffentlichen Raum statt. Während sich Preisniveau und Klientel von Ort zu Ort durchaus unterschieden (Howe 2011: 6), stach der Kiez weder in die eine noch in die andere Richtung besonders heraus. Zweitens wurde das Gebiet im Schöneberger Norden entlang der Potsdamer Straße erst 1861 eingemeindet und lag zum Zeitpunkt der Reichsgründung am Stadtrand Berlins (ebd.: 5). Die Gegend entwickelte sich bald nach der Eingemeindung zu einem in Mietskasernen dicht besiedelten Arbeiter*innenwohnviertel, in dem sich ab 1885 auch ein »Prostitutionsmarkt« (ebd.) für das Kleinbürgertum und für Arbeiter etablierte (ebd.). Dieser überdauerte den Ersten Weltkrieg (1914–1918). Mit der Entstehung der Weimarer Republik und dem Beginn der 1920er Jahre begann sich die Lage des Kurfürstenkieses in der sozialen Geographie der Stadt allerdings zu verändern. Denn die dort weiterhin stattfindende Prostitution wurde nun Teil jenes Vergnügungsgebiets, das das Bild der Berliner ›Goldenen Zwanziger‹ maßgeblich prägte.

Aufstieg und Fall: Von den ›Goldenen Zwanzigern‹ zum Zweiten Weltkrieg

Wesentlich zur Veränderung der sozialräumlichen Repositionierung der Kurfürstenstraße trug das Inkrafttreten des Groß-Berlin-Aktes im Jahr 1920 bei, durch den Berlin

anhand der Eingemeindung zahlreicher umliegender Dörfer und Städte beinahe seine heutige Form annahm. Zu den Veränderungen, die durch die Vergrößerung der Stadt ausgelöst wurden, zählte u.a. die Verschiebung des Nachtlebens und der Vergnügungsindustrie weg von der Friedrichstraße hin zum Kurfürstendamm (Howe 2011: 6). Ausgehend vom Kurfürstendamm entwickelte sich in den folgenden Jahren eine »Vergnügungsachse« (ebd.) über den Nollendorffplatz zum Kurfürstenkiez, wobei der Kurfürstendamm extravagante Unterhaltung v.a. für gehobene Schichten bot, während sich der Prostitutionsmarkt im Kurfürstenkiez zu einem Rotlichtviertel mit entsprechenden Stundenhotels und Nachtsalons entwickelte (Künkel 2020b: 113). Aus dem Nachtleben entlang dieser Achse entsprangen die zeitgenössischen, aber auch die heutigen rückblickenden Imaginationen der ›Goldenen Zwanziger‹ in der Hauptstadt der Weimarer Republik (Howe 2011: 6). Prostitution, deren Strafbarkeit im Jahr 1927 abgeschafft wurde (vgl. Marhofer 2015), blieb somit Teil der Konstruktion Berlins als sexuell liberale Stadt, wobei sich die räumlichen Ausprägungen der Vergnügungsindustrie und des Nachtlebens auf bestimmte Bereiche des Stadtraums zu konzentrieren begannen, da dieser größer und diverser geworden war.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialist*innen im Jahr 1933 begann die ideologisch angestrebte Beseitigung der Prostitution den Umgang mit dem Gewerbe zu formen (vgl. Sommer 2010). Wie Sommer (ebd.) aufzeigt, war jedoch in der NSDAP die Ansicht verbreitet, dass dies in der Praxis kaum umsetzbar sei, weswegen sich die gesetzten Maßnahmen vorerst auf die Vertreibung der Prostitution aus dem öffentlichen Raum konzentrierten (ebd.: 9). So ging einerseits die Polizei härter gegen Straßenprostitution vor, andererseits wurde angestrebt, Prostituierte in isolierten und kontrollierbaren Bordellstraßen unterzubringen (ebd.: 48). Wie sich diese Prozesse spezifisch in Berlin gestalteten und auswirkten, ist aktuell noch nicht aufgearbeitet. Die Analysen von Sommer lassen allerdings den Schluss zu, dass es zu einem Rückgang der (sichtbaren) Straßenprostitution kam, zumal Prostituierte im Nationalsozialismus schließlich auch als »Asoziale« verfolgt, in Konzentrationslager verbracht und ermordet wurden. Da es an Analysen zu Prostitution in Berlin während der Kriegsjahre 1939–1945 mangelt, können an dieser Stelle keine Angaben dazu gemacht werden, wo und wie in dieser Zeit dennoch der Prostitution nachgegangen wurde und ob es damals im Kurfürstenkiez auch Straßenprostitution gab. Mindestens die Erinnerung an den Kurfürstenkiez als Gebiet der Straßenprostitution überdauerte die Kriegsjahre allerdings, da die Prostitutionstätigkeit nach Kriegsende dort weitergeführt wurde.

Prostitution in der geteilten Stadt

Im Nachkriegsberlin verschwammen soziokulturelle Grenzen und räumliche Sexualitätsnormen, wodurch andere Sichtbarkeiten von Prostitution im öffentlichen Raum möglich wurden (vgl. Evans 2011). Mit der Zerstörung von Gebäuden und Infrastruktur waren auch sozialräumliche Ordnungen gebrochen worden. Darüber hinaus machten die ökonomische Notlage vieler Bewohner*innen der Stadt Prostitution zu einer notwendigen Einnahme- oder Zuverdienstquelle (ebd.: 67). Damit wurde sie abermals an verschiedenen Stellen in unterschiedlicher Ausprägung sichtbar und blieb »a hallmark of city life in post-1945 Berlin« (ebd.: 121). Dabei wurde Prostitution primär als weiblich

ches Phänomen bzw. Problem wahrgenommen, was dazu beitrug, dass sich männliche Prostituierte als solche oft unerkannt im öffentlichen Raum bewegen konnten (ebd.: 130). Bei mann-männlicher Prostitution handelte es sich jedoch – wie bei männlicher Homosexualität insgesamt – um einen Strafbestand (ebd.), während von Frauen ausgeübte Prostitution in gewissem Rahmen legal war. Zu dem Verschwimmen gesellschaftlicher (Sexualität-)Normen trug auch die administrative und ab 1949 staatliche Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) bei. Diese zog sich vor dem Mauerbau teilweise unsichtbar durch die Stadt, sorgte aber für unterschiedliche Gesetzeslagen und unterschiedlichen behördlichen Umgang im Hinblick auf Prostitution und/oder gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte, je nachdem, wo man sich gerade aufhielt (ebd.). Ein deutliches Ende fanden derartige Verwirrungen im Jahr 1961 mit dem Bau der Berliner Mauer, mit der die zuvor durchlässigen Grenzen zwischen Ost und West unverkennbar und für viele unüberwindbar im Stadtgebiet errichtet wurden.

Damit spalteten sich in den folgenden Jahrzehnten auch die Sexarbeitslandschaften in Berlin. In der DDR wurde die Ausübung der Prostitution – ebenso wie Bettelei und Glücksspiel – im Jahr 1968 durch die Einführung des »Asozialen«-Paragraphen kriminalisiert (Brüning 2020: 9); der Prostitution wurde aber dennoch weiterhin nachgegangen. Ausgeübt wurde die Prostitution in Ost-Berlin vornehmlich in Hotels oder privaten Räumen, wobei die Studie von Falck (1998) verdeutlicht, dass es in der Stadt auch Bordelle gab, in denen nicht nur cis Frauen, sondern auch cis Männer und trans Personen arbeiteten (ebd.: 131ff). Es lässt sich nach aktuellem Forschungsstand nicht beurteilen, in welchem Ausmaß Prostitution in Ost-Berlin in nicht-öffentlichen Räumen stattfand. Es kann jedoch festgehalten werden, dass die Sichtbarkeit der Prostitution zwar abnahm, aber nicht vollständig aus dem öffentlichen Raum verschwand, da sich in Ost-Berlin um die Oranienburger Straße ein Straßenstrich etablierte (ebd.: 11). Gleichzeitig erübrigte sich durch das allgemeine Verbot die Frage nach einer räumlich-rechtlichen Regulierung von Prostitution, die in der Nachkriegs-BRD die Sexarbeitslandschaften in vielen Städten nachhaltig prägte (vgl. Löw/Ruhne 2011).

In West-Berlin wie auch in der gesamten BRD wurde Prostitution nicht verboten, allerdings begann sich das Verhältnis von Prostitution und urbanem Raum zu verändern. Anstelle einer stadtweiten Verbreitung wurde die Prostitution und »das Rotlichtmilieu« immer mehr zu einem in bestimmten Stadtteilen verorteten Phänomen. Einer dieser Orte, an denen (Straßen-)Prostitution im öffentlichen Raum sichtbar wurde, war abermals der Kurfürstenkiez, der sich nun allerdings nicht mehr in zentraler Lage, sondern am Rand West-Berlins nahe der Mauer befand. Ab den 1970ern nahm zudem die Anzahl der drogengebrauchenden Prostituierten im Kiez und den anliegenden Gebieten zu (Howe 2011: 7). Diesem »Drogenstrich«, der sich vom Kurfürstenkiez bis zum unweit gelegenen Bahnhof Zoologischer Garten ausdehnte (ebd.), wurde mit dem Buch *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (Rieck/F./Hermann 2011), den Memoiren der damals minderjährigen Christiane F., ein bleibendes Denkmal gesetzt, das über die Stadtgrenzen hinaus die Wahrnehmung der Probleme West-Berlins prägte. Besonderes Augenmerk fiel auch deswegen auf den Kurfürstenkiez, weil sich die (Straßen-)Prostitution in diesem Kiez weiter nach Norden bis zur Tiergartenstraße und in die Straße des 17. Juni ausdehnte (Howe 2011: 7), in anderen Gebieten der Stadt aber immer weiter aus dem öffentlichen Raum

verschwand. An dieser Stelle zeigt sich der wissenschaftliche *bias* zugunsten öffentlich sichtbarer Prostitution, da die geringe wissenschaftliche Beschäftigung mit Prostitution und Sexarbeit im Nachkriegs-West-Berlin kaum auf andere Formen bzw. Orte der Sexarbeit in Berlin eingeht. So lässt sich zwar festhalten, *dass* es im selben Zeitraum auch Bordelle, Stripclubs, Kontaktcafés und Ähnliches an verschiedenen Orten West-Berlins gab, die unter Einschränkungen legal betrieben werden konnten. Die Geschichte dieser Einrichtungen muss allerdings noch aufgearbeitet werden. Wo sie im öffentlichen Raum sichtbar war, wirkte Prostitution in West-Berlin jedoch prägend für die jeweiligen Kieze. So wurde der Kurfürstentempel als dezentraler und problembehafteter Stadtteil zu einer unbegehrten Wohnlage und entwickelte sich bis in die 1980er zu einem migrantisch geprägten Arbeiter*innenviertel, in dem hoher Leerstand herrschte (Künkel 2020b: 113).

Wiedervereinigung und (Re-)Orientierungen

Schon vor der Wende wurde mit Fördermitteln des Landes Berlin die Sanierung des Kurfürstentempels angestoßen (Künkel 2020b: 113). Nach dem Mauerfall (im Jahr 1989) verstärkte sich die Aufmerksamkeit vonseiten der Stadtverwaltung, da dieser den Kiez wieder in eine zentrale Lage gerückt hatte (ebd.: 114). Durch Sanierungsmaßnahmen wurden die Infrastrukturen des Rotlichtviertels, d.h. Nachtclubs und Stundenhotels, verdrängt (ebd.: 113) und in den 1990er Jahren zudem die Drogenszene mithilfe polizeilicher Repression und der Einstufung des Kiezes als »kriminalitätsbelasteter Ort« vertrieben (Reblin 2014: 64f). 1999 wurde der Kiez schließlich in das Förderprogramm »Soziale Stadt« aufgenommen, was mit der Einrichtung zweier sogenannter »Quartiersmanagements« (s. Abschnitt 3.4) – Schöneberg-Nord und Tiergarten-Süd – einherging (Künkel 2020b: 115). Eine derartige administrative Zweiteilung war notwendig, da sich die Grenze der Bezirke Tempelhof-Schöneberg und Mitte inzwischen genau auf der Kurfürstentempelstraße befand.

Die Assoziation des Kurfürstentempels mit Straßensexarbeit wurde nach der Wiedervereinigung institutionell und infrastrukturell, z.B. durch die Einrichtung lokaler niederschwelliger Beratungsstellen, festgeschrieben. Dies beeinflusste die Modalitäten von Begegnungen und den in ihnen enthaltenen Differenzierungsprozessen (s. Abschnitt 3.4). Zugleich nahm die öffentlich sichtbare (Straßen-)Sexarbeit im Rest Berlins weiter ab. Der ehemalige Ost-Berliner Straßenstrich in der Oranienburger Straße blieb nach der Wende bestehen, wurde im Zuge der Gentrifizierung des Areals in den 2000er Jahren jedoch zu einer Kulisse für die touristische Vermarktung des Kiezes (ebd.: 167). Zum Zeitpunkt meiner Forschung in den späten 2010er Jahren war seine Existenz bereits in Frage zu stellen. Mitarbeiter*innen der Gesundheitsämter und des Landeskriminalamts bestätigten in Interviews, dass auch an anderen, weniger geschichtsträchtigen Orten die Straßensexarbeit verschwunden war. Und selbst der Straßenstrich im Kurfürstentempel dehnte sich nicht mehr bis in die Tiergartenstraße aus, wo inzwischen ein Botschaftsviertel lag (Howe 2011: 7). Neben der Kurfürstentempelstraße blieb als öffentlicher Ort nur der Tiergarten übrig, in dem (junge und oft migrantische) Männer käufliche sexuelle Dienstleistungen für andere Männer anboten. Darüber wurde zwar auch medial diskutiert, allerdings war diese Form der Straßensexarbeit im Schutz der Bäume und Hecken im Tiergarten weniger für Außenstehende ersichtlich (und überschritt

sich zudem mit nicht ökonomisch-transaktionell konnotierten Cruising-Gebieten für hauptsächlich homosexuelle Männer).

Die Bedeutung des Kurfürstenkiezes als Begegnungsort mit öffentlich sichtbarer Sexarbeit und sexarbeitenden Körpern in den späten 2010er Jahren ergab sich also zu einem wesentlichen Teil daraus, dass Sexarbeit zu dieser Zeit an anderen öffentlichen Orten Berlins *nicht* sichtbar war. Wie der kurze historische Abriss zeigt, ist eine derartige Lokalisierung von Straßensexarbeit in urbanen Räumen keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Vielmehr lässt sich die abnehmende Verbreitung von Straßensexarbeit in europäischen Städten als Ausdruck sozioökonomischer Transformationen und des Wandels moralischer Normen und Raumordnungen begreifen (vgl. Hubbard 1998, Hubbard et al. 2008). Von einem in urbanen Räumen weit verbreiteten Phänomen der industrialisierten ›europäischen Moderne‹ entwickelte sich Straßensexarbeit zu einer Randerscheinung. Dies ist zum Teil als Ausdruck der ökonomischen Stabilisierung mancher gesellschaftlichen Schichten zu betrachten. Gleichzeitig führten sich verändernde Moralvorstellungen und eine zunehmende Regulierung von Sexarbeit zu einem Abwandern des Gewerbes in private Räume. Damit einhergehend veränderte sich auch die Demographie des Straßenstrichs. So ergibt sich die aktuelle Debatte um Straßensexarbeit im Kurfürstenkiez nicht bloß daraus, dass Sexarbeit hier im öffentlichen Raum sichtbar wird, sondern auch *was* und *wer* an dieser Stelle sichtbar wird.

3.3 (Un-)Sichtbare Körper: Berliner Sexarbeitslandschaften

Dass Sexarbeit in den späten 2010er Jahren kaum im öffentlichen Raum sichtbar war, bedeutete nicht, dass sie grundsätzlich beinahe aus Berlin verschwunden war. Ganz im Gegenteil verfügte Berlin über eine äußerst heterogene Sexarbeitslandschaft, die zu großen Teilen in privaten und digitalen Räumen verortet und, anstelle einer Konzentration in bestimmten Rotlichtvierteln, über das gesamte Stadtgebiet verteilt war. Lässt sich die historische Entwicklung der *indoor* Sexarbeit in Berlin zwar nach aktuellem Forschungsstand nicht vollumfassend beschreiben, so ließen sich an der Beschaffenheit der Berliner Sexarbeitslandschaft zum Zeitpunkt der Forschung dennoch Prozesse einer *Verhäuslichung* (Löw/Ruhne 2011: 71ff) und Digitalisierung des Sexgewerbes erkennen. Der Rückzug von Sexarbeit in private und digitale Räume ging mit einer Ausdifferenzierung des Gewerbes einher, besonders im Hinblick auf Arbeitsformen, aber auch auf die in der Sexarbeit tätigen Personengruppen (Bernstein 2007: 29ff). Dies führte dazu, dass manche Formen von Sexarbeit wie z. B. die Arbeit in Bordellen sich der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen konnten oder Einrichtungen wie Stripclubs sogar als Ausdruck sexuellen Vergnügens als Teil (neo-)liberaler Städte anerkannt wurden (vgl. Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017) – sofern sie entsprechende Ideale einer liberalen (west-)›europäischen‹ Mittelschicht verkörperlichten. Straßenstriche entwickelten sich im Rahmen dieser Transformationen zu Orten, an denen nicht nur Sexarbeit öffentlich sichtbar blieb, sondern gleichzeitig auch besonders prekarierte, materiell arme Personen sichtbar wurden, was wiederum die Wahrnehmung des Kurfürstenkiezes als ›Problemzone‹ verstärkte.

Die Berliner Sexarbeitslandschaft in den 2010er Jahren

Während man in den 2010er Jahren abseits des Kurfürstenkieses im öffentlichen Raum Berlins lange nach Sexarbeit und sexarbeitenden Personen suchen musste, wurde man in digitalen Räumen schnell fündig. Online fanden sich unzählige Webseiten, Portale und Plattformen, auf denen Personen individuell Anzeigen für Escort-Services, Hausbesuche, Buchungsmöglichkeiten in Terminwohnungen⁴ und Studios o.Ä. schalteten oder sich über zahlreiche Escort-Agenturen vermitteln ließen. Teilweise handelte es sich dabei um Berlin-spezifische Seiten, die versprachen, Interessierten einen Überblick über die Angebote des lokalen Sexgewerbes zu geben, zum Teil aber auch um deutschlandweit bzw. global operierende Seiten mit lokalen Suchoptionen. Ein über diese Wege vereinbartes Treffen mit Kund*innen konnte an vielen Orten, wie z.B. Hotels, Privatwohnungen etc. stattfinden. Dadurch wurde die gesamte Stadt zu einem potenziellen Sexarbeitsort, der sich meist nur den Beteiligten als solcher erschloss. Personen, die primär über das Internet Sexarbeit anboten, konnten sich abseits der Treffen als Sexarbeiter*innen unerkannt durch den urbanen Raum bewegen und anonym bleiben. Gerade in der Online-Sexarbeit waren auch viele Männer (und z.T. auch nicht-binäre Personen) tätig, während in den in Folge beschriebenen Einrichtungen hauptsächlich Frauen arbeiteten.

Bordelle und ähnliche Einrichtungen ließen sich zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin über das gesamte Stadtgebiet verteilt finden, häufig in Form von Wohnungsbordellen⁵. Großteils verzichteten diese auf auffällige Außenwerbung und inserierten stattdessen auf Online-Portalen oder vereinzelt im Anzeigenteil von Printmedien. Auch

4 Bei Terminwohnungen handelt es sich um Wohnungen, die von sexarbeitenden Personen primär zu Arbeitszwecken angemietet, z.T. aber auch als Privatwohnungen genutzt werden. Teilweise werden diese von einer oder mehreren Personen langfristig für Sexarbeitszwecke gemietet, teilweise mieten sich Personen darin kurzfristig ein, z.B., wenn sie nur ein paar Wochen in Berlin arbeiten. Die Grenzen zwischen Terminwohnungen und (Wohnungs-)Bordellen verlaufen fließend, so z.B. wenn die Wohnung offiziell einer Drittperson oder einer sexarbeitenden Person gehört, die sie an sexarbeitende Personen untervermietet, wodurch erstere zu Betreiber*innen werden. Unterschiede ergeben sich in der Sichtbarkeit dieser Wohnungen, denn während Bordelle in der Regel als konkrete Einrichtung mit Adresse beworben werden und auffindbar sind, werden die Adressen von Terminwohnungen meist nur nach Absprache weitergegeben. Diese Beschreibung spiegelt den Stand zum Zeitpunkt der Forschung (2017–2018) wider. Da mit der Einführung des ProstSchG auch diverse Regelungen für Prostitutionsstätten erlassen wurden, kann es seitdem hinsichtlich der Handhabung von Terminwohnungen zu Veränderungen gekommen sein.

5 Bei Wohnungsbordellen handelt es sich um Bordelle, die sich in einzelnen Einheiten von Wohnhäusern befinden. Dementsprechend arbeiten dort üblicherweise nur wenige Personen, anders als in Großbordellen oder großen Lauffhäusern, wo mehrere Dutzend Personen gleichzeitig arbeiten können. Meist handelt es sich um Frauen, die Männer als Kunden erwarten. Dort tätige Frauen halten sich üblicherweise mehrere Stunden durchgehend im Bordell auf und warten auf Kunden, die teilweise spontan vorbeikommen, teilweise ihren Besuch vorab ankündigen. Im Unterschied zu Terminwohnungen oder Lauffhäusern mieten die Frauen in Wohnungsbordellen meist kein Zimmer, sondern zahlen einen Prozentsatz der jeweiligen Raten an die Betreiber*innen – aber auch hier sind Grenzen nicht immer eindeutig gesetzt. So vermieten manche Wohnungsbordelle auch einzelne Zimmer. Manche Wohnungsbordelle haben nur tagsüber, z.B. von 10 bis 22 Uhr, geöffnet und dementsprechend wenig mit der nächtlichen Vergnügungsindustrie zu tun (Beschreibung Stand 2017–2018, s. Fußnote 4).

an den Gebäuden selbst verriet manchmal nicht einmal das Klingelschild, dass in einer der Einheiten eine Prostitutionsstätte existierte. So gab es zwar in jedem Berliner Bezirk Bordelle, doch finden konnte sie meist nur, wer gezielt nach ihnen suchte. Wie viele Bordelle und ähnliche Einrichtungen es zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin gab, lässt sich nicht eindeutig beantworten⁶, zumal die Definitionen und Grenzen verschiedener *Indoor*-Arbeitsbereiche oft fließend verlaufen. Das wurde besonders bei Einrichtungen deutlich, die unter dem Begriff »Massage(-salon/-studio)« beworben wurden. Manche von ihnen hatten nichts mit käuflichen sexuellen Handlungen zu tun (und machten das mitunter auch auf ihren Webseiten deutlich), andere boten offiziell oder inoffiziell einzelne sexuelle Handlungen an (aber schlossen z. B. penetrativen Geschlechtsverkehr aus). Bei manchen handelte es sich wiederum um Bordelle, die bloß unter anderem Namen operierten. Darüber hinaus gab es einige SM-Studios mit spezialisierter Ausstattung, in denen die Grenzen zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen sexuellen Handlungen verschwammen, da ihre Räume auch von nicht-sexarbeitenden Personen gebucht werden konnten.

Deutlicher im öffentlichen Raum erkennbar waren Orte der Sexarbeit v. a. dann, wenn sie sich an den Schnittstellen zwischen Sexarbeit und (nächtlicher, sexualisierter) Vergnügungs- bzw. Wellnessindustrie bewegten. So lockten einige Stripclubs potenzielle Besucher*innen mit opulent gestalteten Eingangsbereichen und auf das einzige stadtbekanntes Großbordell bzw. den einzigen »FKK-Club«⁷ Berlins wurde auf Taxis und anderen Außenwerbeflächen hingewiesen. Im Fall der Stripclubs spielte zudem (penetrativer) Geschlechtsverkehr eine untergeordnete bzw. keine Rolle im Angebot. Einige Stripclubs grenzten sich gezielt davon ab und boten ausschließlich Striptease an. Andere verfügten über Zimmer, in die sich Arbeiter*innen und Kunden für mehr als eine private Stripeinlage zurückziehen konnten, was allerdings nicht auffällig beworben wurde und nicht unbedingt legal war. Die meisten Stripclubs konnten zudem Menschen verschiedener Geschlechter als Gäste betreten, dort alkoholische Getränke konsumieren und »Party machen«, wobei sich im Rahmen meiner Beobachtungen zeigte, dass es sich bei der überwiegenden Mehrheit der Besucher*innen um Männer handelte.

Die Frage der Legalität von Geschlechtsverkehr in Stripclubs verweist schließlich auf eine weitere relevante Dimension der räumlichen Verteilung von Sexarbeitsorten in Berlin, nämlich ihre rechtliche Definition und damit einhergehende Betriebseinschränkungen. In Berlin existieren zwar keine Einschränkungen durch Sperrbezirksverordnungen, allerdings fungieren Bau- und Gewerbeordnung sowie Planungsrecht als regulierende Mechanismen. Mit der Einführung des ProstSchG im Juli 2017 spitzte sich dieser Umstand weiter zu, da auch bereits bestehende Einrichtungen nun ein Genehmigungsverfahren durchlaufen und den im Gesetz festgeschriebenen Regelungen für »Prostitutionsstätten« nachkommen mussten. Stripclubs waren davon nicht betroffen, sofern dort

6 Vgl. Kap. 2, insbesondere Abschn. 2.2.

7 Bei FKK-Clubs handelt es sich um Einrichtungen, in denen auch Wellnessangebote wie Saunen, Restaurants o.Ä. zur Verfügung stehen, aber gleichzeitig die Möglichkeit besteht, käufliche sexuelle Handlungen in Anspruch zu nehmen. Auch dort ergibt sich anhand von Geschlechterkategorien eine klare Rollenverteilung, Frauen können den Club betreten, um dort zu arbeiten, Männer hingegen als Kunden (Beschreibung Stand 2017–2018, s. Fußnote 4).

tatsächlich nur Striptease angeboten wurde, da diese Form sexueller Arbeit nicht unter die rechtliche Definition von Prostitution fiel. Bis April 2019 hatten in Berlin knapp 200 Prostitutionsstätten eine derartige Genehmigung beantragt (Senatsverwaltung für Gesundheit 2019), was zumindest einen Anhaltspunkt für die Anzahl von Bordellen o.Ä. in Berlin in diesem Zeitraum bietet, aber dennoch nur einen Ausschnitt der weitläufigen Sexarbeitslandschaft widerspiegelt.

Verhäuslichung, Verdrängung, Vergnügen

Die weitreichende Verschiebung des Sexgewerbes von öffentlichen in private urbane Räume ließ sich im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht nur in Berlin, sondern in vielen deutschen, europäischen und nordamerikanischen Städten beobachten (vgl. Aalbers/Sabat 2012, Benkel 2010, Bernstein 2007, Edelman 2011, Hubbard 1998, 2019, Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017, Hubbard et al. 2008, Künkel 2011, 2016, 2020b). Löw und Ruhne (2011) beschreiben dieses »sukzessive [...] Verschwinden der Sexarbeiterinnen aus dem Straßenbild durch die zunehmende Organisation des Gewerbes in geschlossenen Häusern« (ebd.: 71) als Prozess der *Verhäuslichung*, in dem sich eine »Strategie der Vertreibung aus dem öffentlichen Raum bei gleichzeitiger ›Domestizierung‹ [des Sexgewerbes, Anm. UP]« (ebd.: 72) ausdrückt. Anhand des Fallbeispiels Frankfurt a.M. zeigen die Autorinnen auf, dass dabei nicht nur die Sexarbeit an sich von bürgerlichen gesellschaftlichen Schichten und Medien als »anstößig« (ebd.) angesehen wird, »sondern vor allem die in sie eingebettete Inszenierung einer Straßenkultur, die hier deutlich als proletarische Kultur interpretiert wird« (ebd.).

In zweierlei Hinsicht ist eine Übertragung dieser Analyse auf Berlin allerdings schwierig. Einerseits machen Löw und Ruhne diesen Prozess stark an einer Regulierung des Gewerbes durch Sperrbezirksverordnungen als Ausdruck der gesellschaftlichen Aushandlungen über die räumliche Verteilung von Prostitution fest (ebd.: 71ff), die in Berlin nicht stattgefunden hat. Dennoch widerspricht die Situation in Berlin nicht gänzlich ihren Ausführungen. Vielmehr verdeutlicht z.B. die Existenz von spezifischen Sonderregelungen im Berliner Polizeirecht zur Kontrolle von Bordellen, dass Sperrbezirksverordnungen nur ein Teil des Regulierungsprozesses des Sexgewerbes sind. Andererseits ist in Frage zu stellen, ob die Vertreibung des Sexgewerbes aus dem öffentlichen Raum gerade im Ost-Berliner Kontext (und anderen Städten der DDR sowie weiterer ehemals sozialistischer Länder Europas) als Verdrängung der ›proletarischen‹ Straßenkultur verstanden werden kann, da der ›proletarischen Kultur‹ (bzw. dem, was darunter verstanden wurde) in der DDR ein hoher Stellenwert eingeräumt und Prostitution vielmehr als Ausdruck kapitalistischer Fehlentwicklungen verstanden wurde. Eine umfassende Analyse der Diskurse um die urbanen Sichtbarkeiten von (Straßen-)Prostitution in sowohl Ost- als auch West-Berlin ist in der Literatur noch nicht vertreten (und kann an dieser Stelle auch nicht geleistet werden). Dennoch wird gerade in der spezifischen Situation Berlins deutlich, dass sichtbare Prostitution als Ausdruck moralischer Grenzüberschreitungen abhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen als Projektionsfläche für verschiedene Probleme herhalten konnte und kann.

Auch wenn hinsichtlich der Hintergründe dieser Verschiebungen des Gewerbes in private bzw. geschlossene Räume in Berlin noch Forschungsbedarf besteht, lässt sich

dennoch ein Löws und Ruhnes (2011) Ausführungen ähnliches Ergebnis festhalten, nämlich dass ein Großteil der Sexarbeit inzwischen nicht mehr im öffentlichen Raum angebahnt wird. Dies führt allerdings auch dazu, dass sexarbeitende Personen als solche weniger am öffentlichen Leben teilnehmen (ebd.: 103). Für sie hat dieser Umstand durchaus auch Vorteile, wie z. B. in den Ausführungen Kasias zum Straßenstrich deutlich wurde:

»Andere Mädels haben auf dem Straßenstrich gearbeitet, das hab ich nie gemacht, das konnte ich nicht, das war für mich extrem erniedrigend, weil mich andere sehen. Und ich wollte auch nicht in der Situation sein, dass jemand sagt: ›Ah, du Hure, guck mal«, oder dass Kinder vorbeilaufen. Auf der Straße, ich mein, da sieht dich jeder!«

Dies führt zu der Frage der Begegnung mit und des Erkennens von sexarbeitenden Personen im Alltag zurück, da Frauen wie Kasia durchaus im öffentlichen Raum, beim Einkaufen, im Park etc. anzutreffen, sie dabei aber nicht als sexarbeitende Person erkennbar sind. Aufgrund der spezifischen Beschaffenheit der Berliner Sexarbeitslandschaft ist das Erkennen und Einordnen bestimmter Körper als sexarbeitend also nur an bestimmten Orten möglich.

Hubbart et al. (2008) und Künkel (2020b) weisen zudem auf eine sich in westeuropäischen und nordamerikanischen Städten etablierende Trennung zwischen ›guter‹, d.h. im Kontext von erotisierten Vergnügungsangeboten und als touristische Attraktion vermarktbarer, und ›schlechter‹, d.h. aufgrund einer Wahrnehmung als soziales Problem zu verdrängender, Sexarbeit hin (Künkel 2020b: 20ff). Dies trug zur Tolerierung oder gar Institutionalisierung von Stripclubs oder ähnlichen Formen der Sexarbeit in bestimmten Stadtteilen und der Etablierung von Rotlichtvierteln als Tourismusattraktionen (wie z. B. in Amsterdam) bei. Zwar mag es auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, dass gerade Berlin in den späten 2010er Jahren nicht über ein Rotlichtviertel verfügte, doch kann der Ruf Berlins als sexuell liberale Stadt und seine vielfältigen *sex scapes* (vgl. Hubbard/Gorman-Murray/Nash 2017) auch als Grund gesehen werden, warum es nicht zu einer Entwicklung eines Rotlichtviertels kam, da – vereinfacht ausgedrückt – Berlin kein Rotlichtviertel brauchte, um sich als Ort sexueller Vergnügungen zu präsentieren.

Ansätze einer Eingliederung von Orten der Straßensexarbeit in Strategien der Vermarktung bestimmter Imaginationen von Berlin ließen sich zumindest um die 2000er Jahre dennoch erkennen. So beschreibt Künkel, dass der Straßenstrich in der Oranienburger Straße in dieser Zeit Teil der touristischen Inszenierung des gentrifizierenden Viertels nahe des Hackeschen Marktes war (Künkel 2020b: 150ff); ein Umstand, der sich damals wie zum Zeitpunkt der Forschung für den Straßenstrich im Kurfürstenkiez nicht erkennen ließ. Neben den sozialräumlichen Bedingungen dieser Straßenstriche wurde mir von sowohl sexarbeitenden Teilnehmer*innen als auch Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen als wesentlicher Unterschied genannt, dass die Frauen dort anders aussahen bzw. anders gekleidet waren: »[Auf der] Oranienburger zum Beispiel, die Frauen, die hat man irgendwie bewundert, die waren alle so hübsch, so zurecht gemacht, und jetzt fährt man zur Kurfürsten und es ist einfach nur traurig, was da für Frauen stehen«, erzählte z. B. Joanna, die selbst seit mehreren Jahren in verschiedenen Bereichen des Sexgewerbes tätig war und inzwischen nebenberuflich über Internetplattformen Hausbesuche anbot. In ihrer Aussage schwingt die Frage nach der ›Ordentlichkeit‹ der Frauen vom Straßenstrich mit, die – den Begriff wörtlich genommen – nicht in hegemoniale

Ordnungen von hübschem oder erotischem Aussehen passen und deswegen als ›unordentlich‹ auffallen. Insofern ist zu bedenken, dass ein Teil der Aufregung um den Kiez auch daraus resultierte, dass dort Körper sichtbar wurden, die weniger vermarktbar Erotik, sondern eher Armut und Prekarität vermittelten. Die Möglichkeiten der sichtbaren Präsenz von Sexarbeit in urbanen Räumen sind also daran geknüpft, welche Formen von Sexualität dabei verkörperlicht werden bzw. werden können.

Erschließung digitaler Räume: Internet, Digitalisierung und Differenzierung

Dass zum Zeitpunkt der Forschung hauptsächlich äußerst prekarierte sexarbeitende Körper auf dem Straßenstrich die öffentliche Wahrnehmung von Sexarbeit prägten, hing allerdings nicht nur mit der Verhäuslichung anderer Formen von Sexarbeit zusammen, sondern auch mit der zunehmenden Digitalisierung des Sexgewerbes. Einerseits verlagerte sich dadurch die Werbung und Anbahnung käuflicher sexueller Handlungen ins Internet, wodurch ein Anbahnen im öffentlichen Raum für viele sexarbeitende Personen (aber auch ihre Kund*innen) vermeidbar wurde. Andererseits veränderten sich damit auch Arbeitsweisen und -bedingungen und es entstanden neue Arbeitsformen wie z.B. Camming⁸ (vgl. Bernstein 2007, Jones 2020). Das Aufkommen von Online-Werbeplattformen, auf denen Sexarbeiter*innen individuell Anzeigen schalten und Kund*innenanfragen bearbeiten konnten, machte schließlich einen der wenigen Vorteile obsolet, den Straßensexarbeit lange gegenüber anderen Arbeitsformen hatte, nämlich die Möglichkeit, jederzeit bei Bedarf und ohne vorherige Absprachen, Verpflichtungen gegenüber Betreiber*innen oder Lohninbußen für Miete etc. arbeiten zu können. Wer derart spontan und/oder unregelmäßig arbeiten wollte, konnte im Internet darüber hinaus noch Anonymität bewahren, was wiederum einen großen Vorteil gegenüber der Exponiertheit auf dem Straßenstrich darstellte.

Auch wenn digitale und durch digitale Plattformen vermittelte Formen von Sexarbeit inzwischen weit verbreitet sind, ist zu bedenken, dass diese nicht allen gleichermaßen zugänglich sind. Neben der Anschaffung entsprechender technischer Mittel erfordert digitale Sexarbeit auch Fähigkeiten wie (zumindest rudimentäres) technisches Know-how, Sprachkenntnisse und Kenntnisse und Möglichkeiten einer für die jeweilige Klientel ansprechenden Präsentation, um aus der Masse an digitalen Anzeigen hervorzustechen.⁹

Bernstein (2007) beschreibt diese Schwerpunktverschiebung von Straßenprostitution um die Jahrhundertwende hin zu digital vermittelter Sexarbeit im 21. Jahrhundert als Entwicklung von moderner zu post-industrieller Sexarbeit, die zu einer Diversifizierung, aber auch einer Spezialisierung des Angebots und zu einem Verschwimmen räumlicher Begrenzungen der Sexarbeit in urbanen Kontexten geführt hat (ebd.: 170).

8 Mit Camming wird Sexarbeit per Videoübertragung bezeichnet. Dabei begegnen sich Kund*innen und Sexarbeiter*innen in digitalen Räumen, was zu einer Deterritorialisierung beiträgt, da diese Angebote (mit guter Internetverbindung) von überall ausgeübt oder in Anspruch genommen werden können.

9 Da viele meiner Gesprächspartner*innen das Internet für ihre Arbeit nutzten, werden die Modalitäten, Vorteile, aber auch Probleme der Online-Sexarbeit in den folgenden Kapiteln, insbesondere in Kap. 5, Kap. 6 und Kap. 7, vertiefend dargestellt.

Im Zuge der Spezialisierung und Professionalisierung des Gewerbes kam es allerdings auch zu einer Hierarchisierung verschiedener Arbeitsformen. Um in Arbeitsbereichen wie z.B. High-Class-Escort-Services konkurrenzfähig zu arbeiten, müssen Personen ein bestimmtes Verhalten und Aussehen verkörperlichen können. Dafür ist entsprechendes finanzielles und soziales Kapital notwendig, über das nicht alle sexarbeitenden Personen gleichermaßen verfügen. Eine Anpassung(-sfähigkeit) an Verhaltens- und Aussehensnormen einer (west-)europäischen Mittel- und Oberschicht eröffnet dabei nicht nur höhere Einkommensquellen in der Sexarbeit, sondern geht ebenso mit der Möglichkeit einer höheren Toleranz für sexarbeitende Personen in den entsprechenden sozioökonomischen Schichten einher. Der Straßenstrich stellt dazu gewissermaßen einen Gegenpol dar: Als letzter Anhaltspunkt für diejenigen, die aufgrund ihres sozialen Hintergrunds keinen Zugang zu anderen Arbeitsformen des Sexgewerbes (oder Arbeitsmärkten insgesamt) finden, erhöht sich die Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit für Straßensexarbeit, da dort nicht nur sexarbeitende, sondern vermehrt auch prekarierte und migrantische bzw. rassifizierte Körper sichtbar werden, die in mehrfacher Hinsicht ein ›Problem‹ für Raumordnungen neoliberal geprägter Städte darstellen (vgl. Picker 2017). Dies führte ab den 1990er Jahren im Kurfürstenkiez auch deswegen zu einer zunehmenden Problematisierung des Straßenstrichs, da im Kiez aufgrund seiner nun wieder zentralen Lage im wiedervereinten Berlin Gentrifizierungsprozesse begannen, die zu einer verstärkten Regulierung und Verdrängung von sowohl Sexarbeit als auch Armut beitrugen.

3.4 Fremde Körper: Gentrifizierung und Migration im Kurfürstenkiez

Im Hinblick auf die lange Geschichte des Kurfürstenkiez als Straßenstrich und Ort der Drogenszene handelt es sich bei der Präsenz von prekarierten sexarbeitenden Frauen und ihren männlichen Begleitern, drogenabhängigen Personen und Sexarbeitskunden keineswegs um ein neues Phänomen. Um zu erklären, warum in den 2010er Jahren also gerade die ›osteuropäischen Prostituierten‹ und die mit ihnen assoziierten Begleiter (d.h. Zuhälter) und Begleiterscheinungen (z.B. Kriminalität, Gewalt, Verschmutzung) zu einer Beurteilung und Regulierung des Areals als ›Problemkiez‹ führten, ist eine Auseinandersetzung mit den demographischen und infrastrukturellen Veränderungen notwendig, die sich seit den 1990er Jahren im Kurfürstenkiez vollzogen. Die in dieser Zeit mit einer zunehmend neoliberalen Stadtverwaltung einhergehende Gentrifizierung führte zu einer Zuspitzung der Verhandlungen von Zugehörigkeiten und ›Fremd-Sein‹ im Kiez.

›Problematische‹ Körper und die Regulierung von Raum

Ein Donnerstagabend im Sommer 2018: Erika hatte mich zum Dinner eingeladen, das über das Projekt *trans*sexworks* wöchentlich in den Räumlichkeiten der Beratungsstelle *subway* organisiert wurde, damit ich einige der trans Frauen kennenlernen konnte, die in einer Seitenstraße der Kurfürstenstraße auf dem Straßenstrich arbeiteten. Die meisten trans Frauen, die im Zeitraum meiner Forschung in den Nachtstunden in der Frobenstraße arbeiteten, kamen aus Bulgarien. Meine Gesprächspartnerinnen waren zudem al-

lesamt bereits vor mehreren Jahren nach Berlin gekommen, da sie in Bulgarien als trans Frauen und in vielen Fällen als Teil der türkischsprachigen Minderheit und/oder Romnja bzw. Sintizze mit vielschichtiger Diskriminierung und Gewalterfahrungen zu kämpfen hatten. Für Frauen wie Vicky, die ich an jenem Abend kennenlernte, war das Verlassen ihres Herkunftslandes und die Migration nach Berlin (mit Umwegen) mit der Hoffnung verbunden, hier auf ein offeneres Umfeld zu stoßen, in dem sie v.a. als trans Frauen so leben konnten, wie sie es sich wünschten.

Diese Hoffnungen wurden allerdings kaum erfüllt, da auch ihr Lebensalltag in Berlin durch verschiedene Prekaritäten und multiple Marginalisierungsformen geprägt war (vgl. Altay/Yurdakul/Korteweg 2020). Ein eingeschränkter Zugang zu institutionalisierten Bildungssystemen und ein Mangel an Dokumenten wie Zeugnissen, Ausweisen etc. führten dazu, dass die Frauen trotz ihres längeren Aufenthalts wenig Chancen auf dem Berliner Arbeits- und Wohnungsmarkt hatten; als Migrantinnen standen ihnen Hürden bei der Eingliederung in bestehende Sozialsysteme im Weg. Zudem hatten sie auf der Straße auch immer wieder mit transfeindlichen gewalttätigen Übergriffen zu kämpfen. So war Vicky nicht meine einzige Gesprächspartnerin, die obdachlos war und ihre Tage und Nächte auf den Straßen des Kiezes oder in nahegelegenen Hilfseinrichtungen verbrachte, zu denen sich der Zugang als trans Frau allerdings auch teilweise schwierig gestaltete.

Da mir Erika und Vicky nach dem Dinner noch ihren Arbeitsplatz zeigen wollten, begleitete ich die beiden von der Einrichtung zur Frobenstraße. Unser Ziel war ein Kiosk, in dem Vicky den großen schwarzen Müllsack zwischenlagern konnte, in dem sich ihre Habseligkeiten befanden. Der Sack war so schwer, dass wir uns beim Tragen immer wieder abwechseln mussten, während Erika und Vicky mir auf dem Weg in einer Mischung aus Deutsch, Englisch und Bulgarisch einiges über die Gegend erzählten. Es stellte sich heraus, dass Vicky, die bereits über zehn Jahre in Berlin war, früher unweit des Straßenstrichs in Schöneberg gewohnt hatte, diese Wohnung aber vor einiger Zeit verloren hatte, weil sie die steigenden Mieten nicht mehr bezahlen konnte. Auch in der Frobenstraße selbst hatte sich einiges verändert. Vicky erzählte von einer Tankstelle, die früher einmal an der Ecke zur Bülowstraße gestanden hatte, inzwischen aber einem Hotel und Wohnhäusern gewichen war. Damit hatte sich laut Vicky auch das Geschäft in der Straße verändert. Wo es vor einigen Jahren anscheinend noch regen Kundenbesuch gab, war heute fast nichts mehr los. In diesem Kontext war es kaum verwunderlich, dass Vicky ihre Erzählungen mit der Bemerkung enden ließ, dass »früher alles besser war«.

Ob es bzw. was früher besser gewesen war, mochten verschiedene Akteur*innen des Kiezes unterschiedlich gesehen haben. Festhalten lässt sich jedoch, dass von vielen Seiten zu hören war, dass sich der Kiez in den letzten Jahrzehnten verändert hatte. Verändert hatte sich in den letzten Jahrzehnten allerdings nicht nur der Kiez, sondern auch seine Wahrnehmung als ›Problemgebiet‹ vonseiten der Stadtverwaltung, (über-)lokalen Medien und Teilen der dort ansässigen Nachbar*innenschaft. Zwar war (und ist) der Kurfürstenkiez nicht der einzige ›Problembereich‹ Berlins, so handelte es sich inzwischen um den einzigen, in dem Sexarbeit in Form eines Straßenstrichs im öffentlichen Raum sichtbar wurde, was die Diskussionen über Sexarbeit in der Stadt auf diesen Bereich konzentrierte, gleichzeitig aber auch dazu beitrug, dass (Straßen-)Sexarbeit als lokal isoliertes Phänomen begriffen wurde.

Die Identifizierung einer *lokalen* ›Problemzone‹ ließ die Stadtverwaltung, manche Anwohner*innen und zivilgesellschaftliche Akteur*innen Handlungsbedarf erkennen. Während allerdings die Ursachen von Drogengebrauch und -abhängigkeit sowie der Prekaritäten der Straßensexarbeit weit über den Kiez hinaus gehen und in verschiedenen hierarchischen sozioökonomischen Strukturen verankert sind, setzte mit der von Künkel (2011) beschriebenen Neoliberalisierung in der Stadtplanung und -verwaltung auch eine »Lokalisierung« von Lösungsstrategien ein, bei der auf sozialräumliche Regulierung und community-internes lokalisiertes Konfliktmanagement gesetzt wurde, strukturelle Fragen dagegen ausgeblendet wurden. So sollte über die 1999 eingerichteten Quartiersmanagements (Schöneberg-Nord und Tiergarten-Süd) ein Dialog mit und innerhalb der Nachbar*innenschaft angeregt werden¹⁰, um konkrete Konfliktpunkte zu identifizieren und Lösungsstrategien zu finden, die mit den finanziellen Mitteln des Quartiersmanagements umgesetzt wurden (ebd.). Doch wie bereits erwähnt bewegten sich verschiedene Akteur*innen im und durch den Kiez, die bei Weitem nicht alle in diese Dialoge einbezogen wurden. Damit stellte sich erstens die Frage, wer innerhalb dieser räumlichen Grenzen des Quartiers zur Gemeinschaft bzw. Nachbar*innenschaft gehörte und zweitens, *wessen* Probleme durch Maßnahmen des Quartiersmanagements gelöst und *für wen* der Kiez nutzbar gemacht werden sollte, kurz gesagt, *wer* ein Anrecht auf diesen spezifischen Stadtraum hatte (ebd.: 55).

Ob nun Sexarbeit und insbesondere die sichtbaren sexarbeitenden Frauen zur Gemeinschaft in den Quartieren gehören, war und ist aufgrund der Stigmatisierung des Themas umstritten.¹¹ Verschiedene Anwohner*innenbefragungen und Studien zeigen auf, dass in der Nachbar*innenschaft dazu durchaus unterschiedliche Ansichten vertreten sind (vgl. Döring 2018). So z. B. wird der Straßenstrich nicht nur als zu verdrängendes oder gar zu verbotendes Problem, sondern auch als Teil des Kiezes wahrgenommen. Im politischen und medialen Diskurs dominiert dennoch die Einordnung der Frauen auf dem Straßenstrich nicht als gleichberechtigte Akteur*innen in der Aushandlung der Kiezzgestaltung, sondern als ›Störfaktor‹, der reguliert und kontrolliert werden muss (vgl. von Dassel 2019). Dies schlug sich seit den 2000er Jahren im Kiez u. a. durch die Errichtung mehrerer physischer Barrieren wie Zäune und Tore nieder, die um Parks, Spielplätze u. Ä. errichtet wurden, um die Frauen und ihre Kunden von Orten fernzuhalten, an

10 Die Maßnahmen des Quartiersmanagements umfass(t)en beispielsweise das Angebot von Nachbar*innenschaftssprechstunden, die Durchführung von Informationsveranstaltungen für Anwohner*innen, die Koordinierung und Beratung verschiedener Akteur*innen im Kiez, die Finanzierung wissenschaftlicher Studien über die Verfasstheit von Straßensexarbeit und die Perspektiven von Anwohner*innen und schließlich auch die Umsetzung von Problemlösungsstrategien wie z. B. einer täglichen Reinigung des Kiezes, der Errichtung von Zäunen etc. Auch wenn dabei über Beratungsstellen zwar durchaus Kontakt mit sexarbeitenden Frauen angeregt wurde, waren diese jedoch nicht zentrale Akteur*innen dieser Prozesse und Maßnahmen.

11 Dieser Umstand wurde inzwischen auch von Sexarbeitsinitiativen aufgegriffen, die anhand von Stadtführungen und eines Audio-Rundgangs (seit Dezember 2022 verfügbar über die Berlin History App) die Geschichte von Sexarbeit im Kurfürstenkiez sowie Berlin allgemein einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen, um aufzuzeigen, dass Sexarbeit seit Langem Teil des Kiezes und der Stadt ist (vgl. Nachwort).

denen Sexarbeit nach Ansicht der Anwohner*innen nichts zu suchen hatte. Die diskursive Sichtbarmachung sexarbeitender Frauen als zu regulierendes Problem führte somit zu einer *securitization* und Privatisierung des Raumes (vgl. Glück/Low 2017), was durch den Verlust von Rückzugsorten langfristig wiederum zu einer stärkeren Sichtbarkeit der Frauen im öffentlichen Raum führte.

Bereits kurz vor dem Mauerfall begannen sich zudem in der und um die Kurfürstenstraße soziale Einrichtungen zu etablieren, die sich primär an drogengebrauchende und sexarbeitende Menschen richten. Ende der 1980er Jahre öffnete das heutzutage dem Drogennotdienst unterstellte und von öffentlichen Mitteln finanzierte *Frauentreff Olga*, das (hauptsächlich cis) Frauen niederschwellige Services wie Waschgelegenheiten, ärztliche Grundversorgung und Sozialberatung anbietet. Ebenso durch öffentliche Mittel finanziert wird die oben erwähnte Einrichtung *subway*, die im unweit gelegenen Nollendorfkiez ähnliche Angebote für junge cis Männer zur Verfügung stellt, die in den dortigen Bars und Kneipen sexuelle Handlungen gegen Geld anbieten. Darüber hinaus fungiert die Obdachlosenhilfe im Kurfürstenkiez als weitere staatliche Akteurin, die u.a. mobile Beratungsservices bereitstellt. Daneben bieten seit den 1990ern Jahren auch christliche Initiativen Anlaufstellen für (hauptsächlich cis) Frauen an, die auf dem Straßenstrich tätig sind, nämlich die *Mittwochsinitiative e.V.* der evangelischen Zwölf-Apostel-Gemeinde und der überkonfessionelle christliche Verein *Neustart e.V.* (seit 2007). Damit schlug sich die Wahrnehmung von Sexarbeit als betreuungsbedürftiges Problem infrastrukturell nieder, womit sich zugleich auch deren Wahrnehmung als lokal isoliertes Phänomen verstärkte.

Fremde Körper: Gentrifizierung und Relationen von Nachbar*innenschaft

Während die Beratung und Betreuung sexarbeitender Personen institutionalisiert wurde, sprach sich zumindest der auf politischer Ebene dominante Teil der Nachbar*innenschaft deutlich gegen eine infrastrukturelle Fixierung der Sexarbeit aus. Mitte der 2000er Jahre stand zur Debatte, in der Kurfürstenstraße ein Laufhaus zu errichten, um die Sichtbarkeit der Sexarbeit im Straßenraum zu verringern. Dagegen formierte sich in der Nachbar*innenschaft eine Protestbewegung, weswegen das Projekt aufgegeben wurde (Künkel 2011: 61). Wie auch die Anwohner*innenbefragungen verdeutlichen, wurden (und werden weiterhin) in diesen (politischen) Debatten jedoch primär diejenigen Personen als Teil der Nachbar*innenschaft einbezogen, die im Kiez mit entsprechender Meldung bei den Bezirksämtern wohnen oder dort ein Geschäft betreiben. Dies traf zum Zeitpunkt meiner Forschung auf die Frauen auf dem Straßenstrich kaum zu. Einige fanden zwar irregulär und unter prekären Bedingungen z. B. bei Kunden Unterschlupf in der Nähe der Kurfürstenstraße, verfügten aber nicht über eine Meldebescheinigung, was weitere Probleme z. B. bei der Eingliederung in Sozialsysteme mit sich brachte. Wie Vickys Geschichte zeigte, hatten andere zwar früher im Kiez gewohnt, konnten sich inzwischen aber aufgrund der Verteuerung des Wohnraums im Kiez die Miete nicht mehr leisten. Wohnungs- und Obdachlosigkeit waren für viele Frauen ein Problem, das weitere Vulnerabilitäten und Abhängigkeiten erzeugte (vgl. Probst 2020) und sie zudem aus Definitionen von Nachbar*innenschaft ausschloss, die darunter nur diejenigen verstanden, die private Räume im Kiez besaßen oder mieteten. Betroffen von diesen Prozes-

sen waren jedoch nicht nur sexarbeitende Frauen, sondern auch andere Akteur*innen des Kiezes wie z. B. prekarierte Anwohner*innen und nicht-sexarbeitende rassifizierte Personen.

Insofern muss die in den späten 2010er Jahren medial und politisch postulierte Verschlimmerung der Situation im Kiez (Künkel 2020b: 118) im Kontext dieser demographischen Veränderungen betrachtet werden. Durch seine Rezentralisierung im Zuge der Wiedervereinigung, der Vertreibung der Drogenszene in den 1990er Jahren und die Entwicklung umliegender Areale und Kieze hin zu Mittelklasse- oder Botschaftsvierteln erfuhr der Kiez eine Aufwertung, die sich in den späten 2010er Jahren auch im Straßenbild in Form von Bauprojekten für luxuriöse Wohnhäuser manifestierte (durch die zudem vormals öffentliche Flächen verloren gingen). Während sich diese Prozesse im Laufe meiner Forschung gerade entfalteten und sich das Straßenleben im Kiez wie eingangs beschrieben (noch?) heterogen gestaltete, verweist die diskursive Zuspitzung der Spannungen um den Straßenstrich im Kiez auf Machtverhältnisse, die Mitsprachemöglichkeiten im Rahmen der Nachbar*innenschaft eröffnen oder einschränken.

Denn löst man sich von einer Definition von Nachbar*innenschaft, die das Konzept der Gemeinschaft im Kiez mit Besitz oder Miete von Wohnraum verknüpft, erwiesen sich die sexarbeitenden Frauen vom Straßenstrich durchaus als mit den Gegebenheiten des Kiezes vertraute und im Kiez vernetzte Akteur*innen. So wussten gerade sie, wo es Toiletten gab und wo sie ihre Sachen während der Arbeit sicher abstellen konnten. Sie kannten Mitarbeiter*innen der Kioske und begrüßten einige Passant*innen und Mitarbeiter*innen nahegelegener Geschäfte herzlich. Eine Gruppe von Frauen sammelte zudem ihre leeren Flaschen, um sie einem Flaschensammler zu geben, der abends die Mülleimer des Kiezes nach Pfandflaschen durchsuchte, was zeigte, dass einige Frauen mit Praktiken vertraut waren, die man aufgrund der Eigenheiten des deutschen Pfandsystems durchaus als regionalspezifisch bezeichnen kann.

Der Kurfürstenkiez offenbart sich dahingehend als Spannungsfeld unterschiedlicher sozialer bzw. sozioökonomischer Hintergründe, da nicht nur die Frauen, sondern auch viele ihrer Bekanntschaften im Kiez aus (mehr oder weniger) prekären Verhältnissen kamen, informeller Arbeit nachgingen oder ihr Einkommen aus Quellen bezogen, die in Deutschland in rechtlichen Grauzonen verortet sind. So wurde der Diskurs um die Probleme im Kurfürstenkiez von denjenigen bestimmt, die über ausreichendes finanzielles wie soziales Kapital verfügen, um ihre Ansprüche auf diesen Stadtraum geltend zu machen und für die die Straßensexarbeit und ihre Begleiterscheinungen Störfaktoren darstellten. Aufgrund ihrer sozioökonomischen Marginalisierung verfügten sowohl die sexarbeitenden Frauen als auch einige Personen in ihrem Umfeld nicht über derartige Möglichkeiten. Durch die Gentrifizierung des Kiezes vergrößerte sich diese Kluft. Damit verfestigten sich Differenzen zwischen ›der Nachbar*innenschaft‹ und dem sozialen Gefüge der Straßensexarbeit und weiteren Personen, die aufgrund ihrer sozioökonomischen Hintergründe und/oder Rassifizierungserfahrungen nicht die Vorstellungen einer bürgerlichen Mittel- bis Oberschichts-Nachbar*innenschaft verkörperlichen konnten.

Bedeutsam wurde dabei schließlich die in Abschnitt 3.1 beschriebene Sichtbarkeit der sexarbeitenden Frauen, die nicht nur denjenigen, die sich den Vorstellungen einer (vornehmlich weißen) deutschen Mittelschicht anpassten bzw. anpassen konnten, eine

Projektionsfläche für soziale Ängste und Grenzen verkörperlichter Zugehörigkeiten bietet. Ebenso gibt diese Sichtbarkeit nicht-sexarbeitenden Personen, die sich aufgrund anderer Faktoren in den Graubereichen einer Zugehörigkeit zur Nachbar*innenschaft wiederfinden (wie z.B. ökonomisch arme Personen), die Möglichkeit, sich in Abgrenzung zu den sexarbeitenden Frauen oder mit ihnen assoziierten Personen als Teil der Nachbar*innenschaft zu positionieren. Dies lässt die Körper der sexarbeitenden Frauen zu ›Fremdkörpern‹ werden, deren Körperlichkeiten all das repräsentieren, was die Nachbar*innenschaft nicht ist oder sein soll.

›Osteuropäische‹ Körper: Zur Vermischung von Rassismus und Klassismus

Zur Konstruktion der sexarbeitenden Frauen als ›Fremdkörper‹ im Kiez trug zudem ein ebenso in den 1990er Jahren beginnender demographischer Wandel und eine Veränderung der Problemlagen der auf dem Straßenstrich tätigen Frauen bei. In der Überlapung von Drogenszene und Straßenstrich arbeiteten bis in die 1990er Jahre hauptsächlich Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft im Kurfürstenkiez, wobei die Finanzierung des Drogenkonsums für viele einen wesentlichen (aber nicht den einzigen) Grund für die Tätigkeit in der Sexarbeit darstellte. Die Präsenz von Frauen mit deutscher Staatsbürgerschaft ging im Zuge der Verdrängung der Drogenszene durch polizeiliche und sozialarbeiterische Mittel zurück; teilweise verlagerten diese Frauen ihre Tätigkeit aber auch einfach in andere, insbesondere digitale, Bereiche. Mit den EU-Erweiterungen der 2000er Jahre fanden sich gleichzeitig mehr Frauen aus Polen, Tschechien und Ungarn, und später aus Bulgarien und Rumänien im Kurfürstenkiez ein. Wie Künkels (2020b) Beschreibung der Heterogenität der Frauen in den 2000er Jahren im Hinblick auf Staatsbürgerschaft, Arbeitsmotivationen oder Alter (ebd.: 115) verdeutlicht, vollzog sich dieser demographische Wandel allerdings nicht schlagartig, sondern in einem längerfristigen Prozess, in dem herkunftsbasierte Kategorisierungen und Abwertungen sowohl unter den Frauen als auch vonseiten der Anwohner*innen ihnen gegenüber immer ausgeprägter zutage traten (ebd.).

So beschwerten sich deutsche Frauen darüber, dass ›die Osteuropäerinnen‹ die Preise drückten, indem sie weniger als ihre deutschen Kolleginnen verlangten (ebd.: 146). Einige Anwohner*innen monierten, dass sich die ›Frauen aus Osteuropa‹ nicht zu benehmen wussten, erst recht für Unruhe im Kiez sorgten und dazu noch unangenehme Begleiterscheinungen bzw. Begleitpersonen mit sich brachten, die den Kiez gefährlich(er) machten (ebd.). Tatsächlich lag das Preisniveau auf dem Straßenstrich im Kurfürstenkiez zum Zeitpunkt meiner Forschung äußerst niedrig¹² und manche der Frauen fielen ab und an durch laut geführte Gespräche, Schreie über die Straße hinweg oder Ähnliches auf. Es ist also nicht mein Ziel zu behaupten, dass es keine Probleme im Kiez gab. Allerdings gilt es in Frage zu stellen, warum diese Probleme in einen derart engen Zusammenhang mit ›Osteuropa‹ gebracht werden.

Denn wie bereits erwähnt stellten die Frauen, die zum Zeitpunkt meiner Forschung im Kurfürstenkiez tätig waren, eine heterogene Gruppe dar, in der unterschiedliche so-

12 Eine konkrete Preisspanne wird an dieser Stelle absichtlich nicht genannt, zur Begründung vgl. Abschn. 2.5.

ziokulturelle Hintergründe vertreten waren. Vornehmlich handelte es sich um Romnja, Sintizze und Mitglieder anderer sozialer bzw. ethnischer Gruppen, die bereits in ihren jeweiligen Herkunftsländern prekariert, diskriminiert und von Arbeitsmärkten und Sozialsystemen ausgeschlossen wurden, was sich dort auch seit den 1990er Jahren verstärkt hatte (Finger 2016: 109). Wie Finger (2017) am Beispiel ungarischer Romnja auf dem Straßenstrich in Zürich aufzeigt, stellt für diese Frauen transnationale Arbeitsmigration und eine Involvierung in Sexarbeit aufgrund ihrer gesellschaftlichen Positionierungen eine der wenigen Möglichkeiten dar, einen angemessenen Lebensunterhalt für sich und ihre Familien zu generieren. Generationenübergreifende Erfahrungen von Armut und Ausgrenzung der Frauen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Zugehörigkeit zu einer stigmatisierten ethnischen Minderheit oder aufgrund ihres Migrant*innenstatus in vielen der Länder, in die sie für Arbeitszwecke (temporär oder zirkulär) migrieren, bedingen zudem komplexe strukturelle Vulnerabilitäten (vgl. Castañeda 2013, Probst 2020) und Abhängigkeitsverhältnisse, die zu Ausbeutung und Gewalterfahrungen führen (können).

Die Präsenz der sexarbeitenden Frauen im Kurfürstenkiez kann dementsprechend v.a. als Sichtbarwerdung von Armut und den Folgen systematischer Ausgrenzung verstanden werden; diese Ausgrenzung prekariert Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern und die darin enthaltene Vermischung klassistischer und rassistischer Stereotype trägt allerdings gleichzeitig dazu bei, dass die zugrundeliegenden Problemlagen weniger als ökonomische, sondern vielmehr als kulturelle Unterschiede entlang europäischer Ost-West-Dichotomien wahrgenommen werden. Dass nun die Lebenssituation der Frauen im Kurfürstenkiez in vielen Belangen dem entspricht, was in stereotyper Weise ›Osteuropa‹ zugeschrieben wird, trägt dazu bei, dass als Erklärung besagter Lebenssituation unhinterfragt ihre regionale Herkunft herangezogen wird. Oder mit Ahmed (2000) formuliert: Um ›die osteuropäische Prostituierte‹ zu erkennen, muss man etwas über sie wissen, und dieses Wissen wird in einem Diskurs konstruiert, in dem sich soziale Ängste über Sexarbeit und Migration aus ›Osteuropa‹ vermischen. Insofern ist es das Stereotyp der ›osteuropäischen Prostituierten‹ als hilflose, aber auch gefährliche ›Andere‹, das im Kurfürstenkiez sexarbeitende Frauen als ›osteuropäische Prostituierte‹ erkennbar werden lässt.

In diesem Zusammenhang begannen sich Fragen lokaler Zugehörigkeiten zur Nachbar*innenschaft mit übergeordneten Aushandlungen ›europäischer‹ Zugehörigkeiten zu überlappen, wobei die Zugehörigkeit der Frauen zum Kiez sowohl als sexarbeitende Personen *als auch* als Migrant*innen von Anwohner*innen, Politiker*innen und weiteren Akteur*innen in Frage gestellt wurde und ihnen so Ansprüche auf (Wohn-)Raum oder Unterstützung aberkannt wurden. Dass Vicky davon sprach, dass früher alles besser gewesen sei, verdeutlicht, dass sich diese in öffentlichen Diskursen oft unsichtbaren Formen der Ausgrenzung durch die Gentrifizierung des Kiezes, aber auch durch die europaweite Neoliberalisierung und insbesondere den Abbau von Sozialsystemen verstärkt haben.

3.5 Begegnungen im Kurfürstenkiez als Legitimationsgrundlage sozialer Ausgrenzung

»The passing of bodily fluids in public spaces becomes symptomatic of the failure to pass as neighbours.«
(Ahmed 2000: 26)

Nach dieser umfassenden Einbettung der Begegnungen im Kurfürstenkiez in urbane, globale und lokale Prozesse kehre ich abschließend zur Frage der Toilettenverfügbarkeit im Kurfürstenkiez zurück. Denn dieser Umstand hatte sich im Laufe meiner Feldforschung und danach zu einem Politikum entwickelt, anhand dessen sich exemplarisch die komplexen und teilweise widersprüchlichen Interpretationen der Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ und damit zusammenhängende (Un-)Sichtbarkeiten ihrer Lebensrealitäten veranschaulichen lassen. Dabei zeigt sich, dass in Deutschland bzw. ›Westeuropa‹ dominante Diskurse über Sexarbeit und Migration aus ›Osteuropa‹ als soziales Problem nicht nur auf die Begegnungen im Kurfürstenkiez einwirken. Diese Begegnungen, bzw. insbesondere die Möglichkeit des Erkennens von den Stereotypen entsprechenden Körpern im Kurfürstenkiez wurden umgekehrt auch zur Legitimation eines Diskurses herangezogen, der ›osteuropäische Prostituierte‹ als gefährliche sowie vulnerable ›Andere‹ konstruiert und damit grundlegende ökonomische wie soziokulturelle Ungleichverhältnisse ausblendet.

Schmutzige Körper als Gefahr für die öffentliche Ordnung

Die Toilettenfrage erhielt ihre weitreichende Bedeutung dadurch, dass sich ein Teil der ›Nachbar*innenschaft‹ u. a. im Zuge von Veranstaltungen des Quartiersmanagements, über die mangelnde Sauberkeit im Kiez und die Präsenz von Uringeruch und Fäkalien im Straßenraum beschwerte (vgl. Döring 2018). Nun war der Kurfürstenkiez wahrlich nicht die sauberste Gegend Berlins, aber auch bei Weitem nicht die einzige in der Stadt, in der aus so manch dunkler Ecke Uringeruch wehte oder Müll auf der Straße lag. In einer Stadt, die grundsätzlich von manchen Einwohner*innen, aber gerade auch von Auswärtigen als ›dreckig‹ wahrgenommen wird, war fragwürdige Sauberkeit also kein Alleinstellungsmerkmal des Kurfürstenkieses. Der Unterschied lag vielmehr darin, wer von Politiker*innen und Anwohner*innen dafür verantwortlich gemacht wurde bzw. werden konnte. Denn die Stigmatisierung von Sexarbeit als ›unreine‹ bzw. eine die Gesellschaft moralisch verschmutzende Tätigkeit (Donnan/Magowan 2010: 74) befördert die Wahrnehmung sexarbeitender Körper als schmutzig, (physisch wie psychisch) krank und gefährlich (Hubbard 2019: 100). Verstärkt wird diese Zuschreibung im Falle der Frauen am Kurfürstenkiez durch ihre Kategorisierung als ›osteuropäisch‹ bzw. den Minderheiten der Rom*nja und Sinti*zze zugehörig, da gerade in der Rassifizierung letzterer Vorurteile über mangelnde Sauberkeit und Schmutz (re-)produziert werden. So führt die Präsenz der Frauen zu einer Veränderung der Raumwahrnehmung bei einem Teil der Anwohner*innenschaft und anderen Akteur*innen im Kiez, bei der Müll und Schmutz

deutlicher wahrgenommen und den Frauen zugeschrieben werden – obwohl auch alle anderen Akteur*innen des Kiezes dafür verantwortlich sein könnten.

Das öffentliche (Ver-)Teilen von Körperflüssigkeiten markiert zudem, wer zum Kiez gehört und wer nicht (Ahmed 2000: 26) – »gute Nachbar*innen« pinkeln nicht in den Park und haben dort auch keinen Sex, die Frauen tun aber (angeblich) beides. Die diskursive Verknüpfung von Sexarbeit und Schmutz wirkt dabei auch insofern dominant, als dass nicht gefragt wird, *warum* die Frauen dazu übergehen, Geschäfte mit Kunden in Parks abzuwickeln oder Hauseingänge als Toiletten zu nutzen. Vergessen wird, dass für einen Rückzug dieser Praktiken ins Private Ressourcen notwendig sind, die den Frauen nicht zur Verfügung stehen, wie z.B. eigene Wohnungen in der Nähe. Zusätzlich bleiben ihnen, wie im in Abschnitt 3.1 geschilderten Beispiel, andere Optionen verschlossen, da sie bestimmte verkörperlichte Vorstellungen von z.B. »Ordentlichkeit« nicht erfüllen. So zeigt sich in dieser Debatte ein schwer zu durchbrechender Teufelskreis, in dem die Frauen aufgrund ihrer Ausschlüsse aus der »Nachbar*innenschaft« weiter in die Öffentlichkeit gedrängt werden, was wiederum als Begründung für gerade diese Ausschlüsse genutzt wird.

Die in den 2010ern Jahren präsentierten Lösungsansätze für dieses Problem orientierten sich eher an der (Wieder-)Herstellung der öffentlichen Ordnung und weniger an der Behebung zugrundeliegender Ursachen. Nachdem über das Quartiersmanagement bereits vor einigen Jahren eine tägliche Reinigung des Kurfürstenkiezes durch die Berliner Stadtreinigung veranlasst wurde, wurde im Herbst 2018 die Errichtung von Öko-Toiletten als Strategie propagiert, um den Schmutz zu beseitigen und den Frauen Orte zu bieten, an denen sie Geschäfte mit Kunden abwickeln konnten. Obwohl Anwohner*innen, Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen und politische Akteur*innen an der Effektivität der Maßnahmen zweifelten, wurde über den Runden Tisch Sexarbeit 2019 schließlich beschlossen, mehr Öko-Toiletten aufzustellen.

Aus analytischer Perspektive veranschaulicht die Debatte um die Öko-Toiletten im Kurfürstenkiez v.a. die Problematik einer Wahrnehmung des Straßenstrichs als lokales und lokal regulierbares Phänomen. So ergibt sich die mangelnde Sauberkeit im Kiez nicht einfach aus einem Mangel an Toiletten, sondern aus einem komplexen Gefüge verschiedener gesellschaftlicher Strukturen, die auf verschiedenen Ebenen zur systematischen Ausgrenzung der Frauen auf dem Straßenstrich beitragen. Diese auf lokaler Ebene regulieren zu wollen, macht den Kurfürstenkiez zu einem unlösbaren Problem, da darin auch nationale Rechtslagen und transnationale Prozesse zum Ausdruck kommen, die durch die angesprochene Neoliberalisierung der Stadtplanung und -verwaltung allerdings in den Hintergrund treten. Auf lokaler Ebene lässt sich damit nur die Verdrängung und Ausgrenzung der Frauen anhand eigens für sie aufgestellter Toiletten fortsetzen, die zwar Fäkalien und Sex aus dem öffentlichen Raum entfernen können, aber keinesfalls zu einer Verbesserung der grundlegenden Problematik führen und sich inzwischen zu einem Symbol für politisches Scheitern entwickelt haben.

Vulnerable Körper als Objekt von Fürsorge

So rekurren in aktuellen Debatten neben erbosten Anwohner*innen vornehmlich auch Prostitutionsgegner*innen auf die Öko-Toiletten, die im Kiez auch als »Verrich-

tungsboxen« bezeichnet werden (vgl. u.a. Nehls 2020). Dass darin käufliche sexuelle Handlungen »verrichtet« werden sollen, wird dabei als Manifestation und politisch legitimierte Institutionalisierung der Ausbeutung von Frauen in der Sexarbeit kritisiert. Während Kritik an der Argumentation für diese Toiletten nicht unbegründet ist, findet in diesen Debatten jedoch eine Essenzialisierung von Ausbeutung und Gewalt statt, anhand derer die Frauen im Kurfürstenkiez zur Verkörperung der hilflosen ›Anderen‹ werden, die einer Rettung bedürfen (vgl. Agustín 2007). In der Polarisierung von Sexarbeitsdebatten führt dies auch zu einer Unsichtbarmachung struktureller Ursachen von Ausbeutung und lässt die Frauen auf dem Straßenstrich zu einer Projektionsfläche für moralische Werte werden (vgl. Doezema 1999, Hubbard 2019): Die Frauen im Kurfürstenkiez als hilfsbedürftige ›Andere‹ (er-)kennen zu können, legitimiert die Wahrnehmung des Selbst als moralisch überlegen all denjenigen gegenüber, die für die prekäre Lage der Frauen verantwortlich gemacht werden.

Die Bewertung der Frauen als hilflos rechtfertigt darüber hinaus, nicht *mit* ihnen, sondern *über* sie zu sprechen, da sie selbst als nicht dazu fähig verstanden werden. Die Frauen werden als passives Objekt von Fürsorge konstruiert, wobei ihr Status als prekarierte Migrantinnen als weitere Legitimation für diese Auffassung herangezogen wird. Dieser Konstruktion liegt auch ein pauschalisierendes Verständnis von Migration aus ›Osteuropa‹ zugrunde, das Heterogenitäten und unterschiedliche Motivationen von Migrantinnen ausblendet. Das Verständnis sexarbeitender Frauen im Kurfürstenkiez als bedürftige ›Andere‹ manifestiert sich durch die Einrichtung zahlreicher Anlauf- und Beratungsstellen sogar infrastrukturell, wobei die Mitarbeiter*innen dieser Beratungsstellen pauschalisierenden Diskurse entgegen die heterogenen Lebenswelten der Frauen durchaus anerkennen. Allerdings handelt es sich auch bei der sozialarbeiterischen Fürsorge nur um eine kurzfristige bzw. scheinbare Lösung: Niederschwellige Angebote wie Duschen, Essen oder Schlafgelegenheiten schaffen in dringenden Belangen Abhilfe, lösen aber zugrundeliegende strukturelle Probleme wie Ausgrenzungen aus dem Sozialsystem nicht.

Diese Grenzen der Beratungsarbeit werden wiederum in Kombination mit dem *Othing* (d.h. der ›Anders-Machung‹) der Frauen als passive ›Andere‹ als Legitimation genutzt, die Einrichtungen insgesamt in Frage zu stellen, wie folgender Auszug aus dem Thesenpapier zum Straßenstrich des damaligen Bürgermeisters des Bezirks Mitte, Stephan von Dassel, verdeutlicht:

»Zuhälter/Betreuer der Sexarbeiterinnen lassen ›ihre‹ Frauen die Hilfsangebote nutzen, weil sich dadurch ihr Zustand/ihre Gesamterscheinung verbessert und sie somit für die Freier attraktiver werden – die staatlich finanzierte Hilfe für die Sexarbeitenden führt damit auch zu höheren Einnahmen bei den Zuhältern/Betreuern der Frauen.« (von Dassel 2019)

Hierbei wird neben strukturellen Ursachen für Ausbeutung jegliches Eigeninteresse der Frauen an den Duschen oder anderen niederschwelligen Unterstützungsleistungen negiert, um die Unterstützung sexarbeitender Frauen auf dem Straßenstrich als eine Verschwendung von Steuergeldern zu rahmen, was wiederum auf die Frage zurückführt, wessen Interessen im Kiez politisch vertreten werden (können).

Die Körper der Frauen werden in diesen Debatten zu Symbolen der Aushandlung gesellschaftlicher Moralvorstellungen im Zusammenhang mit Sexarbeit und Migration; die Aufmerksamkeit verschiedener Akteur*innen für sie und die darin implizierte Bedeutung des (Er-)Kennens der ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez macht allerdings andere Lebenswelten von Migrant*innen aus osteuropäischen Ländern unsichtbar, die in Berlin anderweitig in der Sexarbeit tätig sind. Damit soll nicht impliziert werden, dass sich diese Lebensrealitäten in anderen Arbeitsbereichen per se weniger problematisch gestalten. Allerdings wird durch die Fokussierung auf den Straßenstrich die Auffassung verstärkt, dass sich die Probleme mit einer Auflösung des Straßenstrichs beheben ließen – eine Auffassung, die die voranschreitende Verdrängung sexarbeitender Körper aus dem öffentlichen Raum weiter legitimiert.

3.6 Fazit: Der Kurfürstenkiez als lokale Verortung der (Re-)Produktion europäischer Ost-West-Dichotomien

Im Jahr 2019 gingen die Bilder vom Kurfürstenkiez und den »Verrichtungsboxen« nicht nur durch lokale, sondern auch durch internationale Medien (vgl. Robinson 2019). »Sex sells«, und so generiert das Thema (Straßen-)Sexarbeit trotz der moralischen Abwertung als schmutzig oder gefährlich Aufmerksamkeit. Wie ich in diesem Kapitel aufgezeigt habe, steckt hinter dieser Aufmerksamkeit für den Straßenstrich in Berlin allerdings mehr als die Anziehungskraft eines aus Sicht gesellschaftlicher Normen moralisch fragwürdigen Lebensbereichs. So ist die Existenz des Straßenstrichs im Kurfürstenkiez sowie die Sichtbarkeit prekarisierter sexarbeitender Migrantinnen Ausdruck einer zunehmenden (lokalen wie europaweiten) Neoliberalisierung und ihrer Effekte auf urbane Räume sowie das Sexgewerbe. In diesem Sinne handelt es sich bei den Sichtbarkeiten sexarbeitender Frauen aus ›osteuropäischen Ländern‹ im Kurfürstenkiez vielmehr um ein Symptom als eine Ursache von Ausbeutung und Marginalisierung. Die weitreichenden Ursachen bleiben jedoch zugunsten eines Diskurses unerkant, der Begegnungen mit ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez v.a. zur Projektionsfläche von Aushandlungen verkörperlichter urbaner Zugehörigkeiten werden lässt. Denn auf lokaler Ebene werden die sexarbeitenden, ›osteuropäischen‹ Körper zum Sinnbild dessen, was in der ›Nachbar*innenschaft‹ als fremd gilt, und überregional oder gar transnational auf (west-)europäischer Ebene zu einem Symbol für die Verfehlungen Berlins oder das Scheitern deutscher bzw. (west-)›europäischer‹ Sexarbeits- und/oder Migrationspolitik. Die Verbreitung der Bilder und Geschichten vom Kurfürstenkiez erfüllt also auch über seine Grenzen hinaus den Zweck, innereuropäische ›Fremde‹ oder ›Andere‹ zu markieren. Damit werden anstelle eines Verständnisses für komplexe Zusammenhänge zwischen urbanen Räumen, transnationalen Prozessen und Entwicklungen im Sexgewerbe einfache Lösungen nahegelegt, die v.a. eine weitere Ausgrenzung prekarisierter sexarbeitender Migrant*innen bedingen. Insofern wird die Debatte um den Kurfürstenkiez zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, die die aufgezeigten Probleme auch selbst produziert.

All diese Faktoren bedingen die alltäglichen wie auch diskursiven Begegnungen mit den ›osteuropäischen Prostituierten‹ im Kurfürstenkiez, über die Differenzen in bestimmte Körper eingeschrieben werden. So entstehen gesellschaftliche Vorstellungen

darüber, wie ›osteuropäische Prostituierte‹ aussehen und wo sie zu finden sind. Dies *ermöglicht* es anderen, weniger deutlich als ›osteuropäische Prostituierte‹ erkennbaren ›osteuropäischen‹ Migrant*innen, als Sexarbeiter*innen unsichtbar zu werden. Gleichzeitig wird eine solche verkörperlichte Abgrenzung von dieser Einordnung allerdings auch *notwendig*, um Zugehörigkeiten zu Berlin bzw. (West-)›Europa‹ auszudrücken. Insofern erwies sich der Kurfürstenkiez indirekt auch als Bezugspunkt für andere Forschungsteilnehmer*innen, die nie in der Straßensexarbeit tätig waren oder werden wollten, und die im Verfolgen ihrer Lebensziele, Pläne und Orientierungen doch die dort über Körperlichkeiten konstruierten europäischen Ost-West-Dichotomien navigieren mussten.

